Köthe's historisches Taschenbuch auf das Jahr 1817.

Das Jahr 1616.

Rec. Leipz. Lit. Ztg. 1817 N. 233.

Kräthe.

VI 115.

H. p. o 12

J. H.

Köthe's
historisches Taschenbuch
auf
das Jahr 1817.

Historisches Taschenbuch
auf das Jahr 1817

von

D. F. A. Köthe.

Enthaltend:

Das Jahr 1616

oder

die Lage Europa's

vor

dem Beginn des dreißigjährigen Krieges.

Leipzig und Altenburg:
F. A. Brockhaus.

1817.

Das Jahr 1616.

Ein Blatt aus den Jahrbüchern des siebzehnten Jahrhunderts! —

Die günstigen Leser, welche im vergangenen Jahr theilnehmend ein Blatt aus dem Geschichtsbuche des achtzehnten Jahrhunderts aufnahmen, werden das vorliegende nicht unfreundlich zurückweisen.

Ist das zuletzt geschiedene Jahrhundert in seiner Betrachtung lehrreich, warnend, ermunternd, tröstend; so ist es das frühere nicht minder. Ein andres Leben erscheint uns hier; neue Ansichten bieten sich dar; Manches, was da-

mals noch war, und nun schon längst nicht mehr ist, scheint, im treuen Geschichtsbild wiedererweckt, uns zu mahnen, daß wir es auch ins Leben, in die lichte Wirklichkeit der Gegenwart zurückrufen; mancher Uebel Quelle, mancher Leiden Ursach, der Grund vieler Widerwärtigkeiten, mit denen die Völker, am meisten die Deutschen, schon vor langer Zeit, am schwersten in der letzten gekämpft haben, wird hier sichtbar.

Daß gerade die Darstellung des Jahres eintausend sechshundert und sechzehn gewählt worden, rechtfertigt sich selbst. Als Namensvetter des Jetztlaufenden hat es für uns etwas vorzüglich anziehendes, wie Menschen, die unsern Namen führen, schon darum unsre Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Jeder erinnert sich gern, wie es an diesem Tage vor Einem, vor zehn Jahren war; man läßt es sich gern erzählen, wie es in dem gleichnamigen Jahr vor hundert, zweihundert Jahren war. Verwandte

Namen scheinen auf eine geheimere Verwandtschaft, auf gewisse, die Betrachtung reizende Beziehungen hinzuweisen, und ist das auch oft Irrthum und Täuschung, so mag doch das Verlangen, Alles, was, auf irgend eine Weise, unsre Theilnahme erweckt, näher kennen zu lernen, sich darüber zu unterrichten, nicht nur ein unschuldiges, sondern auch ein erweckliches und ersprießliches seyn.

Wir vergleichen gern Vergangenheit und Gegenwart; und wir thun recht daran, sobald wir dadurch auch weiser werden. Die Vergleichung wird aber nur dann sicher, klar und förderlich, wenn sie nicht bloß im Allgemeinen sich hält, sondern ins Besondre, möglichst ins Einzelne eingeht, und an bestimmte, hervortretende Punkte sich anschließt. Dann mag auch die Vergleichung des Ungleichartigsten ihr Gutes haben.

Das sechzehnte Jahrhundert war dem Unsri-

gen fast durchaus unähnlich. War es besser? — Die Geschichte kann das nicht bejahen. Aber sie giebt auch nicht bloß den leidigen Trost, daß es immer ein kümmerliches Ding gewesen um das Menschenleben; sie lehrt, daß zu jeder Zeit, was von Gott ausging, gut war, aber von den Menschen viel entstellt ward. Spiegle sich unser Jahrhundert im Bilde der frühern, auf daß unser Geschlecht die Erfahrungen der vorangegangenen benutze, auf daß wir klüger und besser werden. Dazu wird alle Geschichte geschrieben, obwohl sie nicht in Sprüche und abgezogene Begriffe, sondern in Bilder ihre Lehren einkleidet.

Das Jahr eintausend sechshundert und sechzehn vertritt nicht die Eigenthümlichkeit des ganzen Jahrhunderts, aber eines nicht unwichtigen Theils desselben. Wenige Jahre nach ihm gewann die Zeit, das Leben der europäischen Menschheit, an die wir hier zunächst denken, eine ganz andre Gestalt. Man

meint, und mit Recht, daß der dreißigjährige Krieg die außerordentlichsten und folgereichsten Veränderungen in Europa bewirkt habe. Wie war es vorher? fragen wir billig. Jenes Jahr gehört noch der frühern Zeit an; seine Geschichte verkündets, wie es war, kurz vorher, ehe die Wuth jenes gräulichen Krieges, als ein wildes Wetter, überall nur Spuren der Zerstörung zurückließ, die lange gewaltsam bewegten Kräfte endlich erschlaffte, den Grund legte zum Verfall mehrer Staaten, die zum Theil nur in einem glänzenden Elend ihr Daseyn fristeten, und zu fortschreitender Entartung der Völker, die lange kaum die Anlage zu einer neuen Erhebung, die Möglichkeit eines Wiederaufstehens wahrnehmen ließen.

Das Jahr 1616 sahe, kannte dieses Uebel noch nicht. Doch war auch da schon nicht mehr die alte g u t e Zeit. Das Unheil war schon im Werden; schon regten sich die drohenden Gewal-

ten; schon wogten ungestümer die Kräfte, als komme das Verderben nicht schnell genug herbei. Es war eine dumpfe Gewitterschwüle; die Wolken thürmten sich, Unglückweissagend, furchtbar zusammen; die Verständigen erkannten das Nahen des schrecklichen Kampfes, in dem nicht bloß der alte Streit zwischen Licht und Finsterniß, zwischen denen keine Versöhnung ist, sich erneute, sondern der, mit neuen Schrecknissen die Menschen heimsuchend, in neue Irren verlockend, ungeahndete Gefahren herbeyführend, nur alle menschliche Leidenschaften zu entfesseln, und ein schreckliches Gericht, das Gutes und Böses zugleich betraf, herbeyzuführen schien.

Längst versiegt sind die Thränen, welche damals Tausende unter ungeheurem Elend weinten; aber nicht versiegt sind alle die Quellen, aus denen dieses Elend entsproß, nicht geheilt alle Wunden, die damals vorzüglich unserm Vaterland geschlagen wurden. Wir haben wohl

Grund und Ursach genug, zurückzublicken auf die Zeit, da das Unheil noch nicht gegenwärtig, aber nahe war, schon unabwendbar sich bereitete. In der Geschichte dieser Zeit steht es warnend geschrieben, was wir zu meiden, wovor wir uns zu hüten, erweckend, worauf wir zu sinnen, was wir zu erstreben, worauf wir uns zu gründen haben, tröstend auch, wie der Herr die Seinigen, die ihm treu sind, mitten in allgemeiner Verwirrung, in allgemeiner Entbindung aller Leidenschaften, hülfreich bewahret, und seinen guten Geist nicht von ihnen nimmt.

Wir überreden uns so leicht und gern, es sey schon besser, wenn es nur anders geworden. So geneigt wir sind, das Unglück, das uns trifft, für größer zu halten, als je eins gewesen; so selbstgefällig wähnen wir uns über die Irrthümer früherer Zeiten erhoben, wenn sie nur nicht in derselben Gestalt bey uns hervortre-

ten. Weil es nimmermehr so wieder werden kann, wie es war; weil jener dreißigjährige, in seiner Art allerdings einzige Krieg, in gleicher Eigenthümlichkeit sich nimmer wiederholen kann; weil wir darum uns sicher dünken vor seinen Gefährden, Unbillen und Gräueln; möchten wir auch gern uns für besser halten, als jene, die so gröblich geirret und darum so schmerzlich gelitten haben; vergessen darum, daß die Ursachen, die jene Jammerzeit herbeiführten, obwohl anders gestaltet, zum Theil noch immer vorhanden sind, und denn auch, wo ihnen nicht gesteuert wird, nicht dieselben, aber ähnliche und andere Uebel hervorbringen müssen. Denn ein Krankheitsstoff kann, wenn er nicht von Grund aus gehoben wird, nimmer Genesung, immer nur Krankheit, aber unter verschiedenen Umständen und Verhältnissen, immer verschiedene Krankheiten hervorbringen, und es ist nicht nur die Form derselben, es ist ihr Sitz, ihre Ursach und Ver-

anlassung, worauf der weise Arzt sein Augenmerk richtet.

Die besondre Geschichte einer Zeit, die einer großen Völkerkrankheit — das sind Kriege immer! — voranging, ist ein Spiegel für alle Zeiten. Die Menschheit ändert sich nie in ihrer Anlage, immer in ihrer Entwicklung. Eine fehlerhafte Richtung wird jetzt anders sich äußern, als vordem; aber immer nur als Fehler. Je tiefer wir in die Anlage und Richtung, daraus das Uebel entsprang, eindringen, desto näher sind wir dem Wege zur Heilung, Besserung, Bekehrung. Die Geschichte, die ohne zu klügeln über Ursach und Folgen, in treffenden Zügen des einfachen Bildes, das nahende, wie das gegenwärtige Unheil darstellt, ist eben darum ein Werk für alle Zeiten, und um so anwendbarer auf jede, je genauer sie das Einzelne und Besondere abbildet.

Und welches Volk hätt' es mehr Ursach, in

das Verständniß der Zeit einzudringen, die den unser Deutschland untergrabenden und verwüstenden dreißigjährigen Krieg vorbereitete, als wir Deutschen? Da schieden die Brüder sich so feindselig, daß sie bald im Bruderblut, das sie vergossen, auch des Vaterlandes Kraft vergeudeten, sein Leben frevelnd ertödteten; da leiteten sie schon den Treubruch ein, in dem sie gegen die Brüder, gegen die Mutter mit den Fremden sich verbündeten; da streuten sie den unheilvollen Saamen aus, der, eine neue Drachensaat, üppig wuchernd, nur Früchte des Verderbens trug. Der dreißigjährige Krieg hat eben so sehr, wie der unselige westphälische Friede, der ihm folgte, das Vaterland zertreten, zerrissen, geschändet, und dasselbe, was ihn veranlaßte, hat, in mannichfach wechselnden Gestalten, bis in die letzten Zeiten fortgenagt am Herzen des heimischen Lebens, ist selbst in der neuesten errettenden, durch vieles Herrli-

che ausgezeichneten Zeit, aufs Neue hervorgetreten, als wolle das alte Elend sich immer wieder erneuen. Weil es denn anders zwar, aber in vielem Wesentlichen offenbar nicht besser mit uns geworden, mag die Geschichte uns belehren, daß wir endlich erkennen, was zu unserm Frieden dient! Deutschland hat abermals unter einem fünfundzwanzigjährigen Kriege geblutet; dasselbe Trauerspiel, welches das siebzehnte Jahrhundert bezeichnet, hat sich, in vielfachen Verwandlungen, vor unsern Augen wiederholt. Sein Ausgang war wohl ein andrer, als das Ende des dreißigjährigen Krieges; aber in Paris und Wien haben, wie früher in Münster und Osnabrück, die Fremden den innern Frieden unmöglich gemacht, die Landesgenossen, jeder zunächst nur sich bedenkend, die Hand geboten, die nahende, herzinnige Vereinigung der deutschen Völkerschaften wieder zu entfernen; die Unterhandlungen haben selbst

vieler großer und theuererkaufter Siege ersehnte Frucht halb zerstört. Der Feind im Innern ist nicht todt, auch ohnmächtiger nicht, als vorher, nur verborgner und versteckter. Der Herr hat als ein gnädiger Helfer in unserm Elend, als ein Erretter aus Schlaffheit, Unterdrückung und Schmach sich bewiesen; zur Einigkeit und Einheit, zu treuer, großherziger, standhafter und selbstaufopfernder Liebe uns neuerweckt; doch widerstreben wir noch immer seiner Führung, seiner Stimme, die so vernehmlich zu uns geredet hat, und die alten Uebel beginnen wieder, weil wir von neuem irren und fehlen. Darum laßt uns zurückblicken in die ernste Vergangenheit, und zugleich streng die Gegenwart würdigend, unser Bestes weislich berathen!

Die Anschauung der Zeit, die dem dreißigjährigen Krieg voranging, werde auch zu einer Rechtfertigung für uns Protestanten und unsre Gemeinde. Ihr hat man oft alle Schuld jenes

Unheils aufgebürdet, und, selbst in den neuesten Zeiten, dasselbe aus der durch die Kirchenverbesserung herbeigeführten Trennung der Deutschen abgeleitet. Dasselbe, was schon in der Geschichte des Jahres eintausend siebenhundert und funfzehn gezeigt ward, wird bewährt auch in der Geschichte, die hier beschrieben werden soll, und rechtfertigt die evangelische Gemeinde. Denn es liegt klar am Tag, daß die unselige Zwietracht und Spaltung der deutschen Staaten, die endlich in dem furchtbaren Krieg sich entlud, nicht nur schon früher, als die Kirchentrennung, vorhanden war, schon lange verderblich sich geäußert hatte, sondern auch durch Leidenschaften, Irrthümer und Sünden, die mit den kirchlichen Angelegenheiten gar nichts gemein hatten, höchstens in ihnen einen Vorwand, und bisweilen einen neuen Reiz fanden, genährt ward. Die Nichtachtung heiliger, unveräußerlicher Menschenrechte, der Despotismus, der mit dem Ver-

finsterungsgeist gegen Licht und Freyheit sich verband, die schnödeste Selbstsucht, die auch das theuerste fremde Eigenthum gering achtete, und selbst das Heiligste nur zu einem Mittel für niedre Zwecke mißbrauchte, allen Gemeingeist und Vaterlandssinn gänzlich verläugnete; das war der böse Stoff, der in jenem Kampf sich entzündete; jene Geister der Unterwelt sind anzuklagen über die ungeheuren Leiden, die derselbe dem Vaterland bereitete. Der Geist der Willkühr und Gesetzlosigkeit, der durch das Streben nach unumschränkter Gewalt, nach Vorherrschaft und Eigenmacht immer allgemeiner und immer verderblicher sich kund gab, er mußte endlich alle Banden der Eintracht zerreißen, und allenthalben ein wildes Feuer anfachen. Die kirchliche Trennung war nur der Zunder, in welchem der langgenährte Funke der Trennung und Feindschaft der Geister und Herzen sich unterhielt, bis endlich neue Gewaltthat und Ungerechtigkeit,

wiederholte Aeußerungen selbstsüchtiger Gewalt, ihn zum Ausbruch brachten. Selbst wenn erweislich wäre, oder vorausgesetzt werden dürfte, daß ohne die Kirchenverbesserung und ohne den, durch dieselbe erweckten Geist des Protestantismus kein dreißigjähriger Krieg Deutschland verwüstet hätte, darf er nicht als ein Sohn des Protestantismus angesehen werden. Auf irgend eine Weise mußte der Geist verderblicher Spaltung, der mehr die deutschen Fürsten als die deutschen Volksstämme trennte, endlich zu blutiger That werden; auch ohne eine Reformation mußte — wenn wir menschlich urtheilen dürfen über die Wege der Vorsehung, — ein Kampf im Herzen Deutschlands endlich laut ausbrechen, wie er im Verborgenen lange schon da war. Ob er leichter, minder verwüstend gewesen, wenn er in den kirchlichen Verhältnissen minder Vorwand und Nahrung zu langer Wuth gefunden, vermögen wir nicht abzusehen. Aber das liegt

klar am Tag, daß wenn Irrthum und Sünde den Kampf begründete, geirrt und gesündigt ward nicht von einer Parthei, sondern von beyden, daß nicht der Geist der Einen nur, sondern der zwiespältige Geist beyder zu beschuldigen ist. Der Geist der Freiheit, der in der Kirchenverbesserung hervortritt, er ist nicht der Geist der Willkühr und Gesetzlosigkeit, der den Frieden untergrub; die Kirchenverbesserung selbst hat im Wesentlichsten an dem traurigen Kriege keine Schuld. Dann so ist oftmals auch das Heiligste von menschlicher Thorheit und Leidenschaft in das verworrene Treiben der Menschen hineingezogen worden, daß es, von seinem wahren Wesen wie entkleidet, selbst das Böse zu wirken schien, was ein verkehrtes Geschlecht hervorrief, und steigerte bis zum äußersten Verderben, an dessen Gränze oft erst der Mensch zur Besinnung und Vernunft wieder erwacht. Die Leidenschaft wirkt immer Verderben, wohin auch sie sich

werke; greift sie zumal in die heiligsten Verhältnisse mit ihrer blinden Gewalt ein, so wird um so furchtbarer Vernunft und Sitte gekränkt, das Menschliche entwürdigt und ertödtet, das Göttliche und Heilige in den Staub getreten. Drum ward allerdings so verwüstend der dreißigjährige Krieg, weil er den Wahn, für etwas Heiliges zu kämpfen in den Seelen der Streiter, die blinde Werkzeuge der Herrschsucht waren, unterhielt, und häufig ihn zum Wahnsinn anspannte. Doch ward der Wahn zunächst nicht durch die Protestanten erweckt, die, selbst wenn sie zuerst mit dem langgezückten Schwerdt losgeschlagen haben, doch gern den Kampf vermieden, den Frieden erhalten, den wachen, oft geweckten Zorn gedämpft hätten. Auf der Parthey liegt die erste Sünde, von der die Verdammung ausging, die den unseligen Wahn verbreitete und mit menschlicher Leidenschaft verwebte, den Wahn, daß alle, welche nach ihrer Weise Gott dienen, von

menschlichen Satzungen sich entbindend, um so treuer dem Gesetz Gottes gehorchen, und Gottes Stimme in ihren heiligsten Angelegenheiten zunächst befragen, ihr allein eine entscheidende Kraft beimessen wollten, als Abtrünnige, von Gott, wie von der Kirche Verworfene, ihrer heiligsten Menschenrechte verlustig, der Rache der Menschen, wie der Strafe Gottes anheim gefallen seyen. Die Protestanten verdammten nicht; sie regten nicht die fanatische Wuth an, die in einzelnen Erscheinungen des Krieges wahrhaft gräßlich hervorbricht; erst im offenen Kampf, in dem die Kämpfer oft, wenn er am wildesten wird, die Waffen tauschen, und der böse Geist des Einen auch in den Andern überzufahren scheint, vergaßen zu Zeiten die Streiter für Gewissensfreyheit und Gottes Wort also sich selbst, daß sie, ihres Zwecks uneingedenk, sich selber entehrten durch gleiche Verwerfung, wie die Gegner sie ausgesprochen und gebilligt hatten.

Der dreißigjährige Krieg ist nicht als durchaus auf gleiche Weise, wie die frühern sogenannten Religionskriege veranlaßt, zu betrachten; aber manches, was bei diesen wirkte, wirkte auch bei jenem, nur daß die neue Zeit noch neue Reizungen hinzugefügt hatte. Sehe man auch jenen vieljährigen Waffenstreit als einen wirklichen Religionskrieg, durch die Reformation veranlaßt, an; doch soll Niemand, aller Erfahrung und Geschichte, aller Gerechtigkeit und Wahrheit zum Trotz, die Schuldigen verkennen. Bey den früheren Kämpfen der Protestanten für ihre Selbsterhaltung, für Ehre, Gewissen, für ihr Christenthum, — waren sie es, die den Kampf unvermeidlich machten, die keinen Frieden wollten? Vom Anfang an widerstrebte die Gesinnung der Protestanten einem Glaubenskrieg; auch nachmals lähmte der Abscheu vor einem solchen, die unbesiegbare Festigkeit, mit der die frommen Häupter der neuen Gemeinden, Luther

und andre, ihn zu vermeiden lehrten, selbst die nothwendig gewordenen Vertheidigungsmaaßregeln. In Betracht der leicht erkennbaren Unvermeidlichkeit des Kampfes, trifft sie mehr der Vorwurf, zu wenig als zu viel für denselben gethan zu haben. Wenn der rüstige Philipp von Hessen auch einmal vorlaut losbrach und mit dem Schwerdt sich Ruhe und Freyheit zu sichern suchte, hielten die andern von übereilten Maaßregeln, wo's noch in ihrer Gewalt stand, ihn eifrig ab, und er selbst kehrte bald wieder in seine friedliche Stellung zurück. Und diese, oft angeklagte Abgeneigtheit vom Krieg, diese Saumseeligkeit, selbst wenn schon Alles gefährdet war, blieb bey den Protestanten auch in den folgenden Zeiten. Nie anders, als mit innerm Widerstreben, erst dann, wenn alle Hoffnung auf Frieden und Gewissensfreyheit vernichtet ward, traten sie zur Selbstvertheidigung zusammen, um als Männer, als für ihre Ueberzeugung begeisterte,

zu fechten. Als Moritz von Sachsen, durch den Kaiser zu dem höchsten Gipfel irdischer Macht, den er erreichen konnte, erhoben, gegen den katholischen Bund, sich an die Spitze der Protestanten stellte, regt' er da ohne Noth Kampf und Blutvergießen an? Das, was ihn trieb, einen neuen Krieg in dem von ihm geliebten Vaterland zu erregen, das blieb ein Hinderniß des Friedens auch später, zumal als keiner vorhanden war, der wie er, geehrt von seiner, gefürchtet von der Gegner Parthey, kräftig und entschlossen, den Sturm zu beschwören vermochte. Früh schon entriß ihn, als er gegen den eben so heldenmüthigen, als willkührlichen und eigenmächtigen Marggrafen Albrecht von Brandenburg für gesetzliche Ordnung, Ruhe und Frieden im Reich kämpfte, der Tod dem Vaterland, und von da an verwirrten sich die beyden Hauptpartheyen, die Eine durch sein Scheiden ermuthigt und übermüthigt, die andre durch dasselbe

mit sich selbst entzweyt, rathlos und schwankend, in immer unheilbarerer Zwietracht. August, mit trefflichen und ungemeinen Eigenschaften ausgestattet, nach ihm *) das Haupt des Evangelischen Bundes, der schon lange nur noch lose zusammenhing, vermochte nur die nächste Gefahr abzuwenden, und, durch die Verhältnisse in seiner freyen Wirksamkeit oft gehemmt, konnt' er die Spannung nicht heben, in der nun, bis zum endlichen Ausbruch des lange drohenden neuen Krieges, alle deutsche Fürsten und Regierungen blieben. Was aber am verderblichsten auf Deutschland einwirkte, und recht das innre kräftige Leben verzehrte und entkräftete, — die

*) Denn Philipp von Hessen war der Alte nicht mehr, scheu zurücktretend, wo er sonst rasch hervorbrach, jetzt eben so sehr auf das eigne Erbe nur bedacht, wie er vorher, Deutschland und die reine Lehre im Herzen tragend, nur das Allgemeine bedacht und gefördert hatte.

Einmischung der Fremden in die heimischen Angelegenheiten, die Verbindungen der Reichsfürsten mit ausländischen Herrschern, das ist eine Schuld, die beyde Partheyen theilen, über die beyde gleichen strengen Tadel verdienen. Sie haben beyde dafür gelitten und des Vaterlandes Kraft und Ehre vergeudend, sich selbst am schwersten geschlagen.

Der dreyßigjährige Krieg hat seinen eigentlichen Ursprung und Urgrund schon in den früheren Jahrhunderten; die nächste Zeit, die ihm voranging, lieh nur die Veranlassung zum Ausbruch. Denn vergebens waren die Lehren der frühern Zeit gewesen, eben so sehr für die Nachfolger Carls V. auf dem deutschen Kaiserthron, als für die übrigen Herren und Stände des Reichs, und weil man selbst die jüngsten Erfahrungen immer von neuem wieder vergas, mußte man sie auch von neuem wieder blutig und

schmerzlich erkaufen, bis das alte Leben sich fast gänzlich erschöpfte.

So ungerecht es wäre, einzig aus Carls V. großen Herrscherplänen, aus seinen Versuchen, in Deutschland, wie in seinen Erbstaaten, in welchen den Widerstand und Einfluß der Stände zu vernichten ihm glücklich geluugen war, eine unabhängige Macht seines Hauses zu begründen, die Verwirrung im deutschen Reich abzuleiten; so gewiß derselbe Geist, der ihn bewegte, auch in den Reichsständen mächtig war, da man anfing des Allgemeinen immer weniger zu gedenken, die eigne Herrschaft immer weniger als ein bloßes Glied des Ganzen, immer mehr als ein eignes Reich anzusehen, und jeder sein Erbe möglichst zu erweitern strebte, selbst mit Verletzung der bestehenden Verfassung, ohne zu erwägen, daß mit derselben auch alle Bürgschaft für den alten, und den neugewonnenen Besitz vernichtet werde; so gewiß ist es dieser unholde, feindselige,

selbstische Geist, aus dem Deutschlands Verfall, den der dreyßigjährige Krieg schon nur zu fühlbar herbei zog, abzuleiten ist. Wohl hat auf eine nicht verborgene, sehr einflußreiche Weise der Geist der Reformation auch auf die Stellung zwischen Kaiser und Ständen eingewirkt; aber dieser Geist hätte nur günstig gewirkt, wenn nicht die Leidenschaft und Thorheit der durch ihre Selbstsucht sich und dem Vaterland schon entfremdeten Menschen, seinen ådlen Einfluß theils gehemmt, theils verkehret hätte. Wenn der in der Reformation lebendige Geist der Freyheit, Selbstständigkeit und Vernunftherrschaft auch in den deutschen Reichsfürsten wahrhaft lebendig worden wäre, so hätte derselbe, weit entfernt sie dem Reich zu entfremden, sie vielmehr inniger mit dem gemeinsamen Vaterland verbunden. Aber dieser Geist ward in wenigen mächtig, und selbst bei denen, die sich wohl zu ihm zu erheben vermochten, wirkte der Widerstand

gehässig und boshaft streitender Gegner so ungünstig ein, daß Gesetzlosigkeit und Willkühr auch in ihnen Raum gewann. Von des Papstes Gewalt entbunden, Herren ihrer Staaten in kirchlichen Verhältnissen, strebten sie auch von des Kaisers Gewalt sich mehr und mehr zu entbinden, und eben so unumschränkte Herren in allen weltlichen Staatsbeziehungen, wie in den kirchlichen zu werden. Der Widerwille gegen jede Unterordnung unter Kaiser und Reich, der, einmal geweckt, endlos sich mehrte und Manchen zu wirklichem Abfall vom Vaterland, von Pflicht und Treue verführte; er löste mehr und mehr alle heilige Bande, die das Väterreich viele Jahrhunderte hindurch glücklich und innig verbunden, erhalten hatten. Wäre dieser Widerwille nur einseitig, nur in den protestantischen Ständen gewesen, nicht auch gleichzeitig und gleich stark in den katholischen, so möchte man vielleicht mit größerem Recht, den Geist der Freyheit ankla-

gen, der zwar nicht erst durch die Reformation geboren, — denn sie selbst ging ja schon aus diesem Geist hervor — aber allerdings erhöht, verstärkt, allgemeiner verbreitet ward. Dann möchten wir aber auch auf die trostlose und vernunftwidrige Lehre kommen, der Mensch solle überhaupt der Freyheit sich nie freuen, und keiner solle ringen und arbeiten, seinem Geschlecht dieselbe zu gewinnen oder zu erhalten, weil sie leicht wohl auch gemißbraucht werden kann. Aber auch das in Staub getretene Kleinod bleibt doch ein Kleinod!

Wäre die Reformation und der Protestantismus die Grundursach des dreyßigjährigen Kriegs in Deutschland, so müßten beyde in andern Ländern, obwohl nicht gerade dieselben, aber doch ähnliche Erfolge gehabt haben. Denn Deutschland hatte zwar in seiner ganz eigenthümlichen Verfassung und in seiner Zusammensetzung aus verschiedenen Herrschaften zu Einem Reich, ganz

besondre Berührungspunkte und Reizmittel für einen entstehenden widerspänstigen Geist; aber derselbe Geist mußte in andern, ihrer Verfassung nach, noch vollständiger Ein Ganzes bildenden Reichen, auch Zwietracht und Kämpfe erzeigen, und der Geist der Reformation und des Protestantismus, wenn er wirklich ein so widerspänstiger war, mußte daher überall nur Verwirrung bringen und den Reichen verderblich werden. Die Geschichte bestätigt das nicht, ja sie lehrt gerade das Gegentheil. Zwar Kampf und daraus entstehende augenblickliche Unordnung trat überall ein, wo die Reformation begann; aber Kampf mußte kommen, weil Irrthum, Aberglaube, Despotie, zumal die verderblichste, Gewissenszwang und alle damit verbundene Uebel überwunden werden mußten, wenn die bessere Zeit kommen, das reine Licht des Evangeliums, das geistige Freyheit verheißt, wieder leuchten sollte. Und weil viel Altes zer-

stört werden mußte, das bessere Neue aber nicht sogleich vollendet war, trat unvermeidlich wohl ein Zwischenzustand von Unordnung und Verwirrung ein, der jedoch da, wo nicht andre feindselige Kräfte und Leidenschaften es wehrten, sich bald in lichte Ordnung und freye Gesetzesgewalt auflöste. Nur in Deutschland, wo das allerwärts sich äußernde Gegenstreben gegen das errettende Reformationswerk, in der schon bestehenden politischen Trennung Nahrung und Stütze fand, war es anders. Und doch war es nicht ein Mangel, oder eine Schwäche der ursprünglichen deutschen Verfassung, was den Kampf in Deutschland soviel hartnäckiger und verderblicher machte; sondern die Thorheit und Selbstsucht, die auch hier das Herrlichste am wenigsten ertragen konnte, und aus dem Besten die reichste Veranlassung zu Verirrungen schöpfte. Denn die Verfassung wird, wie sehr sie auch verkehrt und gemißbraucht werde, im-

mer die vollkommenste seyn, die zwar viele Glieder zur wahrsten Einheit verbindet, doch so, daß jedes [in seinem besondern, dem Zweck des Ganzen nicht widerstrebenden Wirken am wenigsten beschränkt, in einer Eigenthümlichkeit erhalten wird, die, je vollständiger sie sich ausbildet, dem Ganzen um so förderlicher werden muß. Ein dreyßigjähriger Krieg wäre denn freylich wohl auch nicht gekommen, wenn Deutschland eine Alleinherrschaft wie Spanien, Frankreich und andre Länder gewesen; doch muß unser Volk vorziehen, in jenem Kriege geblutet, und nachher mehr als hundert Jahre gelitten zu haben, als jemals in eine Alleinherrschaft verbunden worden zu seyn. So hat die geistige Kraft Deutschlands, selbst unter den größten Schmerzen und Uebeln, sich doch fort nnd fort herrlich entwickelt, und das Vaterland hat gerade in seinen protestantischen Theilen, die eben so sehr wie andre protestantische Länder vor

den Nichtprotestantischen bald sehr merklich sich auszeichneten, ein Licht und Leben gewonnen, die eines großen Opfers wohl werth waren.

Alle größere Fortschritte im Leben der Menschheit, müssen, so scheint es nach den Erfahrungen, welche die Geschichte aufstellt, unter schweren Kämpfen gewonnen, durch große Opfer erkauft werden. Oft fordert solche Opfer eine höhere Nothwendigkeit, erst dann, wenn das Kleinod, um das sie gebracht werden, schon errungen ist, und nun, durch seine Vortrefflichkeit die Begeisterung, dafür zu streiten, keine Anstrengung und Hingebung zu scheuen, mächtig erhöht. Dem Nahen einer bessern Zeit gehen meist große Leiden und Unfälle voraus, die, als Boten der Zukunft, zugleich verkündigen, daß das höchste Gut des Menschenlebens nicht in dem bequemen Genuß des günstigen Glücks, nicht in gemächlicher Ruhe bestehe; oft aber, wenn die Gnade des Himmels uns schon höhere geistige

Güter, durch einzelne auserwählte Werkzeuge, fast ohn' alle aufopfernde Mitwirkung der Mehrheit verliehen hat, folgen noch viele irdische und leibliche Uebel nach, als sollten wir in diesem Feuer der strengen Prüfung erst bewähren, ob uns das zeitliche und vergängliche Leid nicht ein zu theurer Preis ist, um den wir das wahre Gut erkaufen mögen, ob wir mit Freudigkeit, auch unter drückenden äußern Leiden, die Gabe des Himmels, ein freyeres geistigeres Leben zu erkennen und aufzunehmen vermögen. Das Paradies, was der gemeine, irdische Sinn sich träumt, in dem ohne Kampf, Mühe und Opfer das höchste Gut gewonnen wird, in dem das ungetrübteste äußere Glück sich zu neuen geistigen, der größten Mühe wohl würdigen Gütern gesellt, und ein ungestörter äußerer Friede den innern begleitet; findet sich in der Geschichte der Menschheit nirgend, und kann überhaupt unserm Geschlecht nie zu Theil wer-

den. Alles wahrhaft Gute muß errungen und erkämpft, und, wenn es da ist, rastlos gegen jede Gefährde und Anfechtung vertheidigt werden. Kampf und Mühe ist alles Menschenleben, und soll es seyn, damit es sich menschlich vollende.

Wenden wir dieß, wie billig, auch auf die Reformation und die durch sie der Menschheit gewonnenen Güter an, so können wir selbst den dreyßigjährigen Krieg mit seinen Uebeln, auch wenn man ihn nur als eine Frucht der Reformation ansehen wollte, nicht schlechthin verdammen, nicht für einen zu theuren Preis achten, um den wir den köstlichen Gewinn eines neuen freyeren Menschenlebens erkauften. Ja dieser Krieg selbst, wenn er nur ein unvermeidlicher Erfolg des in der Reformation angeregten Kampfes wäre, wenn nicht so vieles Fremdartige, Falsche, Irdische sich hinzugesellt, und ihm ein ganz andres Gepräge aufgedrückt hätte, würde

in einem viel günstigeren Licht erscheinen, dann aber auch viel weniger verderblich gewesen seyn. Er hätte zu viel schönern Entwicklungen führen, und es aufs neu bezeugen müssen, daß der Kampf um hohe Geistesgüter am Ende immer wohlthätig wird, wenn in ihm eben nur der Kampf des Reformationsgeistes mit den entgegenstehenden feindseligen Gewalten sich rein geäußert, und behauptet hätte. Das nur machte ihn so unheilvoll und verderblich, daß der ädlere Geist, der in ihm mitwirkend war, der das Werk Luthers und seiner geistlichen und fürstlichen Mitstreiter fortzusetzen und es zu beschützen strebte, durch so viele hinzutretende weltliche Beweggründe getrübt, in seiner freyen Selbstäußerung gehemmt, in das unselige Gewebe der Staatsthorheit, die sich Staatsweisheit dünkte, hineingezogen, das Uneigennützigste und Großherzigste mit den selbstsüchtigsten und engherzigsten Plänen verwebt ward.

Die Geschichten der Zeit, die dem dreyßigjährigen Krieg voranging, beurkunden es mit der überzeugendsten Kraft, wie wenig Antheil der Reformationsgeist, im Wesentlichsten, an jenem traurigen Kriege hatte.

Unläugbar aber erscheint hier der Protestantismus selbst schon in einer Entartung und Entstellung. Die erste reine und lebendige Begeisterung für das Werk der Befreyung, für die evangelische Wahrheit, ist schon fühlbar erkaltet und entkräftet; die Evangelischen Gemeinden, und mehr noch ihre Lehrer und Vorsteher, haben sich schon in unheilvolle Zwietracht verwickelt; irdische Rücksichten, einseitige Bestrebungen, neue Vorurtheile und Irrthümer haben schon viele Geister gefangen genommen und die Richtung auf das Eine Nothwendige gehemmt und beschränkt; das Wesentlichste ist schon durch vieles Außerwesentliche getrübt und verhüllt, Jenes diesem, theilweis, fast untergeordnet. Dadurch

ist manche Veranlassung zu sehr gerechtem Tadel gegeben, und die Gegner, die jede Blöße, jedes Gebrechen, jeden Mangel scharfsinnig auffinden und aufdecken, haben dann leichteres Spiel, ihre Waffen treffen sicherer. Dieß wirkt auch auf den dreyßigjährigen Krieg ein, und giebt ihm eine noch traurigere und verworrnere Gestalt. Gleichwohl ist der Protestantismus an sich auch darüber so wenig anzuklagen, als das Evangelium selbst, wenn es durch Thorheit und Leidenschaft, wie es zu allen Zeiten geschah, verdreht und entstellt, gemißbraucht und in den Staub getreten ward. Ewig leuchtet in seinem hellen, segensreichen Glanz das Christenthum, und bleibt in seiner Wesenheit ein Evangelium des Fri dens und der Freyheit, auch wenn menschliche Verkehrtheit Kampf daraus hervorlockt und Unterjochung der Geister. Auch das Aedelste ist dem Mißbrauch ausgesetzt; was am höchsten steht, kann um so leichter am tiefsten ent-

würdigt werden; doch klagen wir mit Recht jenes nicht an, wenn es gekränkt und verletzt wird. So ist der Protestantismus, auch von dieser Seite, nicht zu beschuldigen, wenn Menschen Unheil aus ihm bereiten, und was von Entartung des ursprünglichen evangelischen Geistes auch auf den dreyßigjährigen Krieg einwirkt, ihn mitveranlaßt und nährt, wird dem Geist selbst billig nicht zur Last gelegt werden können, obwohl nicht zu läugnen ist, daß in ihm selbst ganz eigenthümliche Seiten sich finden, die zu manchen Verirrungen und Mißbräuchen Veranlassung werden konnten. Das, was die ächten Protestanten auch mit in jenen Krieg hineinzog, was ihn für sie unvermeidlich machte, ist doch hoher Achtung und das, wofür sie streiten, auch eines schweren und heißen Kampfes werth. Noch leuchten in der Zeit, die hier dargestellt werden soll, herrliche Beyspiele ächter Protestanten hervor; der gute Geist, der in ihnen waltet, ist

es, nächst der göttlichen Hülfe, die sich sichtbar verkündet, recht in die Augen fallend, was in dem zerstörenden Kampf doch die evangelische Gemeinde aufrecht erhält, größeres Verderben verhütet, aus der fast allgemeinen Verwirrung und Verwüstung noch das Theuerste errettet. Die protestantischen Länder zeichnen sich auch in der nächsten Vorzeit des dreyßigjährigen Krieges vortheilhaft vor den katholischen aus, und das in der Reformation erwachte neue Leben giebt sich noch immer in Aeußerungen kund, die hier und da auch auf die Gegner günstigen Einfluß haben.

Endlich aber wird auch in dieser schweren, und auf noch größeres Unglück hindeutenden Zeit, die Hand des Herren offenbar, die wundervoll die auserwählte Heerde leitet, zurückruft vom Weg des Verderbens, und vor dem hereinbrechenden Sturm das höchste Kleinod beschirmet. Zum Kampf rüsten sich die feindseligen Kräfte

und die Leidenschaft droht, die Verblendeten und Verführten in den selbstgeöffneten Abgrund zu stürzen. Da ertönen überall warnende, strafende und friedliche Stimmen, und ein fast allgemeines Bangen und Zagen vor der nahen Zukunft scheint, diese Stimmen bekräftigend, das Schwerdt in der Scheide fesseln, den Fuß vom nächsten Zwietrachtsäenden Schritt zurückhalten zu wollen. Schon hat, das gräuliche Schulgezänk der protestantischen Theologen zu stillen, und den verjährten Groll und Hader zu dämpfen, der milde, christliche Johannes Arndt, mit unwiderstehlicher Beredsamkeit der Wahrheit und Gottinnigkeit, den irrenden und streitenden Zeitgenossen das wahre lebendige Christenthum wieder vorgehalten, und seelenvoll dazu erweckt. Und ob auch gerade die, in deren Hand die Entscheidung über Krieg und Frieden lag, seiner Friedenspredigt die Ohren verschlossen, stärkt' er doch viele für die schweren Zeiten des

langen Kampfs, wirkt' er doch auch mit, unter den grausamsten Zerstörungen und Verirrungen, eine unsichtbare heilige Gemeinde zu erhalten. Schon sind auch Johann Gerhard und andre erweckt, mitten im Waffengeräusch, das eine neue Finsterniß unserm Geschlecht zu bringen schien, die evangelische Lehre, in gläubiger, gründlicher und erhellender Forschung zu bewahren, und das Licht der reinen Lehre den spätern Zeiten ungetrübt und ungebrochen zu erhalten. Während alle Künste des Friedens schon im Voraus, — wie öfters geschah, wenn etwas Ungeheures nahte, — zu erstarren, und auf ihre lebendige und belebende Kraft zu verzichten scheinen, geht die Arbeit im Weinberg des Herrn doch ihren Gang fort, wohl schon viel beschränkt, doch nie ganz gehemmt, und in ihr werden die Keime eines künftigerwachenden neuen Lebens bewahrt. Während viele Geister, nur dem nächsten Augenblick dienend, erschlaffen und ein hö-

heres Streben nicht kennen, ist doch in der evangelischen Lehre eine Reizung und Aufforderung, ein Trieb und Verlangen nach fortschreitender Erleuchtung niedergelegt, daraus die Bessern neue Aufregung gewinnen. Selbst der nahende, von den Meisten gefürchtete, und doch nicht abzulehnende Kampf weckt noch eine Begeisterung für das, was vertheidigt werden sollte, die, obwohl sie endlich gänzlich zu ersterben scheint, doch, wie jede lebendige Erhebung für etwas Hohes und Heiliges, eine Kraft zurückläßt, unverwüstbar in wilder Zeit, und siegreich selbst im größten Schmerz. Schon sind auch ausgerüstet mit Muth und Stärke die hohen Helden, welche die gute Sache der Evangelischen mit den Waffen vertheidigen und beschützen sollen, und die Anstalten, die getroffen werden, dem Angriff zu begegnen, die günstigen Verhältnisse, welche die Vorsehung herbeyführt, um eine Schutzwehr für die Sache der Wahrheit und der Kirche zu

begründen, ermuthigen doch Einige durch den Glauben, daß der Herr die Seinen nicht verlassen noch versäumen kann. Durch manchen Unfall werden die Gegner abgemahnt von ihrem feindseligen Beginnen, und oftmals aufgehalten in ihrem Lauf, ob sie abstehen mögen von ihren verderblichen Plänen, bis endlich Vernunft und Gewissen gänzlich übertäubt werden. Dann gilt allein die rohe Kraft und wilde Gewalt; aber daß sie nicht alles Aedle zerstöre, hat Gott schon verhütet! —

Das, was hier ausgesprochen worden, möge nun in der Geschichte des Jahres eintausend sechshundert und sechzehn sich untrüglich bewähren.

An die Geschichte des Vaterlandes erinnern wir unsre Leser zunächst, obwohl dasselbe hier in keinem erfreulichen Bild erscheint.

Seit Maximillians II. Tode (1576.) hatte dessen und Mariens, der Tochter Carls V., Sohn, Rudolph II. in Deutschland geherrscht. Mit so guten Erwartungen man den neuen Herrscher begrüßt hatte, so wenig entsprach er ihnen. Bey nicht gemeinen Anlagen war er doch in allen Regierungsangelegenheiten unschlüssig, und ward immer unthätiger, so daß eben so sehr im Reich, wie in seiner Familie die widerwärtigsten Verhältnisse eintraten. Alle Liebe und Thätigkeit seines Geistes richtete sich auf die Beschäftigung mit Astronomie und Chemie, die für ihn durch astrologische und alchymistische Träumereyen und Versuche noch höhern Reiz gewannen, weßhalb er denn auch eben so theilnehmend einem Tycho de Brahe und Keppler, als verschlagenen Geheimnißkrämern sich hingab. Er war unverehlicht geblieben, sey es, weil er bey seinen Lieblingsbeschäftigungen nie zu dem Entschluß kommen konnte, eine Heyrath

zu vollziehen, oder weil sein Vertrauen auf die prophetischen Sterne ihm von einem Ehebündniß oder auch von einem Sohne Uebles weissagte. Während er, wie seine Zeitgenossen klagten, über dem „verfluchten Destilliren" die wichtigsten Angelegenheiten vergaß, und schwankend in seinen Maaßregeln, alles Vertrauen verlor, ward seine eigne Familie ihm feind, und die Katholischen wie die Evangelischen klagten ihn an, weil er, bald hier, bald dort zuviel oder zu wenig zu thun schien, und keiner Parthey genug that.

In seiner Regierung, die so vieles von Maximilian II. begonnenes Gute unvollendet ließ, oder gänzlich wieder zerstörte, wird der Funke kirchlicher Zwietracht, mit vielen andern Grundstoffen gemischt, so sichtbar angefacht, daß er fast nur noch eines Hauches bedurfte, um in eine wilde Flamme auszubrechen. Selbst der Zwist im Kaiserhaus mußte das Verderben be-

schleunigen. Weil der Kaiser die Sorge für die Regierung und seine Erblande seinen Neigungen fast gänzlich unterordnete, von mehrern Seiten aber Gefahr drohete, und man Grund zu haben glaubte, die Protestanten eben so sehr, wie die Türken zu fürchten; dazu über die Thronfolge eine Entscheidung von Rudolph nicht zu gewinnen war, hatten die Erzherzöge von Oesterreich sich verbunden, das für einen Gemüthskranken geltenden Reichs- und Familienoberhaupt gänzlich von der Regierung zu entfernen, und seinen Bruder, den Erzherzog Matthias, sogleich an seine Stelle zu setzen. So gleichgültig sonst Rudolph erschien, so zornig ward er über diesen Entschluß, und er hätte die Thronfolge der Steuermärkschen Linie, mit Umgehung seiner Brüder, übertragen, wenn Matthias ihm nicht zuvorgekommen wäre. Denn dieser, unterstützt von den schon längst unzufriedenen und gegen die schlaffe Regierung murrenden

Stände von Oesterreich und Ungarn nöthigte 1608. den hülf- und rathlosen Rudolph, in dem Vertrag zu Prag ihm Oesterreich und Ungarn förmlich abzutreten, auch den Titel eines Königs von Böhmen ihm zu gestatten. Dieser Kampf des Kaisers mit seinem Bruder hatt' ihn veranlaßt, um die zahlreichen böhmischen Protestanten sich geneigt zu machen, ihnen einige Freyheiten zu bewilligen, so wie auch Matthias sich ihnen freundlich und willfährig zu zeigen bemüht war. Aber eifrig widerstrebte die katholische Geistlichkeit jeder Begünstigung der Evangelischen; Rudolph selbst war wenig ernstlich gemeint, auch nur das, was er schon gewährt hatte, zu halten, und nur mit Mühe sicherten sich die böhmischen Stände, schon in eine drohende Stellung gegen ihren König tretend, die freye Religionsübung in ihren Schlössern und Häusern. Nun forderten auch die Evangelischen in den Nachbarlanden, was den böhmi-

schen eingeräumt worden, und Rudolph sah sich genöthigt, im März des Jahres 1609. den Oesterreichischen wenigstens eine beschränkte Freyheit zu bestätigen, den Böhmen aber am 11. Julius desselben Jahres den berühmten Majestätsbrief auszustellen, (nachdem Chursachsen vermittelt hatte). Derselbe erkannte öffentliche Rechte der Evangelischen, hinsichtlich ihrer Religionsübung, der Anordnung ihrer kirchlichen Angelegenheiten und der Gründung von Kirchen und Schulen an, und erhielt im Monat August auch für die Evangelischen in Schlesien Gültigkeit.

Indessen hatten die Protestanten im Reich sich immer mehr überzeugt, daß der Religionsfriede, schon vielfach angetastet, ihnen keine vollkommene Sicherheit mehr gewähre; dunkle Gerüchte von gefährlichen und feindseligen Absichten der Katholischen hatten sich allenthalben verbreitet; Churpfalz bot Alles auf, endlich die

langversuchte Schutz- und Trutz-Verbrüderung der protestantischen Stände zu bewirken. Obwohl viele dagegen waren, und insbesondre die Würtemberger Landstände aufs neu die Gefahren und die wahrscheinlichen, für das gemeinsame Vaterland verderblichen, Folgen einer solchen Verbindung, die offenbar zu feindseligern Trennungen führen müsse, nachdrücklich vorstellten, kam doch im May 1608. das Evangelische Bündniß, auf zehn Jahr, zu Stande. Churpfalz ward zum Haupt dieser zu Hall in Schwaben abgeschlossenen, sogenannten Union, und der Herzog Christian von Anhalt zu dessen Vicarius erwählt. Standhaft aber weigerte Chursachsen seinen Beytritt, und auch bey Churbrandenburg blieb er lange Zeit noch zweifelhaft. Als die Verbündeten 1611. zu Rothenburg zusammen kamen, dachten sie schon auf kräftigere Vertheidigungsmaaßregeln, und wählten den Marggrafen von Brandenburg zu ihrem

General, den Fürsten Christian von Anhalt aber zum General-Lieutenant. Schon hatten sie in dem zu Würzburg geschlossenen Bündniß der Katholischen, die heilige Ligue genannt, deren Haupt der Herzog von Bayern ward, eine drohende Gegenmacht erwachsen sehen, und glaubten auf harten Kampf sich gefaßt halten zu müssen. Die katholische Ligue aber hatte nicht einmal des Kaisers Bestätigung oder Theilnahme nachgesucht, und so erschien das kaiserliche Ansehn wo nicht vernichtet, doch in dem Grade gebrochen, daß von ihm keine Abwendung der das Vaterland bedrohenden Gefahr zu erwarten stand. Die Rüstungen, welche in mehrern Reichstheilen schon sichtbar wurden; die einzelnen Partheykämpfe, die schon mit den Waffen die Entscheidung suchten, die im Großen und Kleinen leicht hervorbrechenden Feindseligkeiten, ließen bereits das Aeußerste fürchten.

Selbst diese Furcht vor dem Kampf; von

Seiten der Evangelischen der nur zu gegründete Verdacht, daß die Katholischen jede Gelegenheit ergreifen würden, die ungern bewilligten, oft beschränkten, fast nie mit rechter Ueberzeugung anerkannten Rechte der neuen kirchlichen Gesellschaft wieder zu vernichten; von Seiten der Katholischen die Besorgniß, daß jene allmählich an Macht und Einfluß gewinnen, und durch Verbindungen mit andern Evangelischen Staaten im Reich übermächtig werden, und sich über alle erheben möchten; bey Einigen auch ein reiner Eifer für das Vaterland, dessen Verfassung schon tief erschüttert war und unter der gegenseitigen Eifersucht der Partheyen endlich völlig gestürzt werden mußte; diese allgemeine Spannung und die dadurch erhöhte Reizbarkeit Aller bewirkte schon, auch bey geringen Veranlassungen, traurige Ausbrüche der Zwietracht, und was zu andern Zeiten wo nicht ungerügt, doch ohne tiefer wirkenden Streit vorübergegangen wäre, das

ward nun Reiz zu bitterm Zwist, und oft blutigem Hader, Keim eines schwer zu stillenden Aufruhrs, in welchem die Gesetze der Ordnung und der Gerechtigkeit oft von beyden Seiten schmählich verletzt wurden.

Wie kleinere, auf einen engern Raum beschränkte, aber darum doch in ihrer Art und Wirkung nicht unbedeutende Ereignisse gleichsam Vorbedeutungen, oder Vorspiele nachfolgender größerer und allgemeinerer Begebenheiten sind, so hatte man in den Donauwörther Händeln schon ein vorläufiges verjüngtes Bild, wo nicht des dreyßigjährigen Krieges selbst, doch des Geistes, der in ihm wehte, gesehen. Wie die Katholischen nie unterließen, ihr durch den Religionsfrieden etwas beschränktes Reich wieder möglichst zu erweitern, hier versteckter und heimlicher versuchten, was den Evangelischen etwa abzugewinnen oder abzudringen wäre, dort durch Ueberraschung und Gewalt etwas abzutrotzen sich

bemühten; so hatte (im April 1606.) der Abt eines Klosters in der damaligen freyen Reichsstadt Donauwörth sich herausgenommen, gegen seine Befugniß und gegen die Ordnung der evangelischen Stadt, einen öffentlichen feyerlichen Umgang aus seiner Abtey durch die Straßen zu halten, und war dabey, samt seinem Gefolge, von den aufgebrachten, an Zahl überwiegenden protestantischen Einwohnern gewaltsam angegriffen und gemißhandelt worden. Die geflüchteten Katholischen hatten sich an den Kaiser gewendet; dieser hatte die Stadt in die Acht erklärt, und deren Vollziehung dem eifrigkatholischen Herzog Maximilian von Bayern aufgetragen, mit Umgehung des Herzogs von Würtemberg, der, weil die Stadt zum schwäbischen Kreise gehörte, den nächsten Anspruch darauf machen durfte. Jener aber hatte Donauwörth belagert, zur Uebergabe genöthigt, den Katholischen alle Gewalt, den Jesuiten sogleich die Hauptkirche

eingeräumt, und die freye Stadt im Besitz behalten, obwohl die schwäbischen Kreisstände wiederholt die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand forderten, und die Evangelischen Reichsstände auf den Reichstagen nicht abließen, sich für die Stadt zu verwenden, die für immer ihnen entrissen war.

Auch in der alten freyen Reichsstadt Aachen wurden die Rechte der Evangelischen immer mehr gekränkt, seit Kaiser Rudolph II. (schon 1593.) den dasigen katholischen Rathsgliedern die Unterdrückung der Protestanten und Vernichtung ihrer Religionsfreyheit förmlich bewilligt hatte. Wirklich hatten die aus Antwerpen dahin geflüchteten Reformirten den erlangten Beysitz im Stadtrath bald wieder verloren, und nachdem die evangelischen Bürger, die ihre Rechte standhaft vertheidigten, in die Acht erklärt worden, ließ der Kaiser selbst, sogar mit Hülfe spanischer Truppen, dort alles zu Gunsten der Katholischen herstellen.

Viel umfassender und gemeinverderblicher war der Jülichsche Erbfolgestreit, der zu den widerwärtigsten und traurigsten Erscheinungen unter Rudolphs Regierung gehört, und auf die Stimmung der deutschen Reichsfürsten, zugleich mittelbar auch auf die Ereignisse, welche den dreyßigjährigen Krieg herbeyführten, den folgereichsten Einfluß hatte.

Am 25. März 1609. war der letzte Herzog von Jülich und Cleve, (Johann von Cleve hatte durch Verehlichung mit Maria, der Tochter des letzten Herzogs von Jülich und Berg, diese beyden Länder, samt den Grafschaften Mark, Ravensberg und der Herrschaft Ravenstein (1511.) zu Einem Ganzen verbunden;) gestorben, ohne Kinder oder nahe Verwandte zu hinterlassen. Auf dieses reizende Erbe machten zunächst Churbrandenburg und Pfalz-Neuburg Anspruch, und

suchten beyde eilig sich in den Besitzstand zu setzen. Aber auch Chursachsen und die sämtlichen sächsischen Herzöge Ernestinischer Linie machten ihre allerdings wohlbegründeten Rechte auf die erledigten Lande geltend, und auch der Marggraf von Burgau, die Herzöge von Nevers und Bouillon glaubten einige Anwartschaft zu haben. Jener zwar trat die seinigen nachher an Pfalz-Neuburg ab, und diese gaben von selbst die Hoffnung auf; aber desto eifriger verfochten die andern ihre Gerechtsame. Churbrandenburg und Pfalz-Neuburg, die beyde, was allein zu erhalten unmöglich schien, wenigstens nur zur Hälfte theilen wollten, hatten sich indeß, mit Bewilligung der Landstände, über eine gemeinschaftliche Regierung bald verglichen, und gegen jede Beeinträchtigung ihrer beyderseitigen Ansprüche sich verbündet. Kaiser Rudolph II. dem es nicht gleichgültig seyn konnte, wer durch solchen Erwerb eine bedeu-

tende Vergrößerung seiner Macht erhielt, und denselben wenigstens nicht ohne seine Zustimmung und kaiserliche Genehmigung einräumen wollte, ward erinnert, wie es dem Reichsoberhaupt, nach alter Gewohnheit, zustehe, ein erledigtes, durch keine männlichen Nachfolger mit Grund angesprochenes Reichslehen, ohne Rücksicht auf andre Erbansprüche, zu vergeben. Er untersagte daher allen, die Rechte an das Erbe zu haben meinten, Besitz zu ergreifen, und je lauter diese schon in ihren zahlreichen Manifesten ihre Absichten aussprachen, je offenbarer sie sich rüsteten, dieselben mit den Waffen zu vertheidigen, je gewisser sie dadurch die Ruhe und den Frieden des Reichs aufs neue zu stören drohten; desto billiger schien es, daß er durch ein sehr eindringendes und beredtes offenes Manifest allen zur Pflicht machte, sich seiner Entscheidung zu unterwerfen, und alles eigenmächtige Verfahren aufzugeben. Zu dem Ende übertrug er die Se-

questration der erledigten Lande dem Erzherzog Leopold von Oesterreich, damaligem Bischof von Strasburg und Passau, der sich mit bewaffneter Hand der Feste Jülich und der Länder diesseits des Rheins bemächtigte, und so die Verwaltung begann. Churbrandenburg und Pfalz-Neuburg aber suchten sich im Besitz zu erhalten, und wendeten sich um Hülfe gegen ihr kaiserliches Oberhaupt an den König Heinrich IV. von Frankreich, der freudig die Gelegenheit wahrnahm, sich in die Reichsangelegenheiten zu mischen, und das Oesterreichische Haus samt dem Kaiser zu demüthigen, weßhalb er den Hülfe Suchenden dieselbe bereitwillig verhieß. Er sammelte nun eine ansehnliche Armee, die, obwohl der König indeß ermordert ward, in Verbindung mit der Macht der vereinigten Niederlande zum Schutz der Begünstigten herbeyeilte, (im September 1610.) den Erzherzog aus Jülich vertrieb, und die

Sequestration aufhob. So ward von deutschen Reichsfürsten die gesetzliche Ordnung und die heilig zu haltende Vaterlandsverfassung mit Füßen getreten, das Reichsoberhaupt als ein Schatten, oder als ein Feind behandelt, der verwegenen Willkühr der Fremden, der Gewaltthat des wahren Reichserbfeindes die theuerste Angelegenheit des Väterreichs Preis gegeben, und die schreckliche Lehre der Ungebundenheit, Gesetzlosigkeit und Eigensucht durch Wort und That gepredigt, nur um mit solchem Frevel, solcher Thorheit einigen Länderzuwachs zu erkaufen; so zog man vor, das, was nach wohlbegründetem Rechtsanspruch, ohnehin nicht ganz verloren werden konnte, auf unrechtmäßigem und entehrendem Wege sich zu versichern! — Dürfen wir, nach solchen Zeugnissen und Erfahrungen, noch fragen, woher der dreyßigjährige Krieg entstanden, noch in den kirchlichen Verhältnissen seinen nächsten Ursprung suchen, da er hier, ohne Zu-

tritt irgend einer kirchlichen Beziehung eigentlich wesentlich schon gegenwärtig ist? — Doch wirkten allerdings auch hier die kirchlichen Mißverhältnisse bald verderblich ein. Denn die unirten protestantischen Fürsten nahmen an der Jülichschen Erbfolge lebhaften Antheil, und bezeugten nicht nur keinen Unwillen über die Reichsverderblichen Maaßregeln der beyden im Besitz von Jülich und Cleve sich behauptenden Fürsten, und gegen ihre Widersetzlichkeit und ihren Ungehorsam, wodurch in dem Reichsoberhaupt das Reich selbst und alle Reichsfürsten verhöhnt wurden, sondern sie begünstigten selbst solches Unwesen und beförderten es ungebührlich. Sie zitterten nämlich vor der, wenig wahrscheinlichen, Möglichkeit, daß die erledigten Lande vielleicht den Katholischen anheim fallen möchten, und ergriffen begierig den Vorwand, die rechtmäßige Erbfolge vertheidigen und dem in dieser Sache besonders widerrechtlichen Verfahren des

Kaisers begegnen zu müssen, weil sie auf diese Weise, wenn sie die entschlossene Wirksamkeit ihres Bundes zeigten, demselben Ansehen zu gewinnen, und auch andre, zum Theil sehr gerechte Ansprüche geltend zu machen hofften. Mit Erstaunen und Unwillen sahen aber Chursachsen und andre nicht unirte evangelische Stände die Verirrungen der Union, an denen sie nicht nur keinen Theil hatten, sondern die sie auch, als dem Vaterland und der gemeinen evangelischen Angelegenheit verderblich, laut und nachdrücklich verdammten. Wie sonach der Protestantismus selbst auch auf den Jülichschen Erbfolgestreit im Wesentlichen keinen Einfluß hatte, so ist derselbe überhaupt mit der Kirchentrennung um so weniger in Verbindung zu setzen, als sogar die katholischen in der Würzburger sogenannten heiligen Ligue vereinigten Fürsten nicht einmal dem Kaiser den gewünschten Beystand bey Ausführung seiner über die Schuldigen ausge-

sprochenen Drohungen und Strafen zu leisten, bewogen werden konnten.

Chursachsen, das seine Verbindlichkeiten gegen Kaiser und Reich und die bestehende Verfassung noch immer am treuesten erfüllt, und auch nachdem es vom Kaiser 1610. die Belehnung mit Jülich, ungebeten, erhalten hatte, durch nichts bewogen werden konnte, seinen dadurch noch mehr befestigten Rechtstitel auf einem Wege geltend zu machen, der der gemeinen Angelegenheit und dem Frieden des Reichs verderblich werden konnte, arbeitete eifrig daran, die alle Reichsstände bewegende Streitsache so zu schlichten, daß Ordnung und Friede am schnellsten und sichersten wieder hergestellt werde. Doch trieb die blinde Leidenschaft, gegen allen bessern Rath, die Länderbegierigen und Streitlustigen unaufhaltsam weiter, und Spanier, Niederländer und Franzosen durften am Mark des Landes zehren, Gewaltthat und Fre-

vel üben, und das zwiespältige Reich schwer belasten, ohne daß die Verblendeten und Bethörten zur Vernunft und Religion zurückkehrten! —

Die Entscheidung über das Erbe, das zu so vielen Verwirrungen und Unbillen im Reich Veranlassung gab, war dadurch sehr erschwert, daß durch wiederholte Verträge der Landesherren mit ihren Landständen die Untheilbarkeit und beständige Einheit des Herzogthums Jülich zu einem, vom Kaiser und Reich mehrmals feyerlichst bestätigten Grundgesetz geworden, das nicht leicht umgangen werden konnte. Deßhalb suchten die zwischen den Partheyen vermittelnden Staaten, England und die Niederlande eine Eheverbindung zwischen dem jungen Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg und der Tochter des Churfürsten von Brandenburg zu stiften. Auf diesem Wege schien der Friede wenigstens zwischen den beyden nächsten

Erbansprechenden am sichersten erreichbar, und die Fürsten, dem Vorschlag Gehör gebend, kamen zur Entscheidung und endlichen Ausgleichung der Sache, in Cleve zusammen. Hier aber geriethen sie einst, bey der Tafel, vom Wein erhitzt, und durch die bey den Verhandlungen eintretenden Schwierigkeiten gereizt und erbittert, in einen so heftigen Wortwechsel, daß der Churfürst, vom Zorn überwältigt, den Pfalzgrafen öffentlich ins Gesicht schlug *). Diese Uebereilung und Beleidigung änderte alsbald die Lage der Sachen, da sie die beyden Fürsten, die bis

*) „Inter epulas, quibus futurum generum Septemvir excipiebat, ob nescio quos sermones, eo inter utrumque altercatione provecta, ut Elector, irae impotentior, nulla dignitatis, hospitii, cognationis affinitatisve verecundia cohibitus, intenderit Neoburgio manus, et contra tendentis os verberaverit. Ita quae apud concordes vincula caritatis, incitamenta irarum apud infensos erant.“ Pfanner in hist. pac. Westph. p. 16.

dahin im gemeinsamen Besitz der erledigten Lande sich behauptet, und verbunden alle fremden Ansprüche bestritten hatten, aufs bitterste entzweyte.

Der Pfalzgraf, der nach solcher Beleidigung an keine Möglichkeit einer Versöhnung und an keine andere Ehrenrettung, als durch die empfindlichsten, dem Gegner zugefügten Kränkungen dachte, entsagte sogleich dem eingeleiteten Ehevertrag, so wie jeder fernern Gemeinschaft mit dem Churfürsten, und suchte eine Verbindung mit dem bayerschen Hofe, durch den er zugleich die Hülfe der heiligen Ligue und aller katholischen Reichsstände, auch selbst der Spanier zu erhalten hoffen durfte. Darum ehlichte er im Jahr 1613. die Schwester des Herzogs Maximilian von Bayern, und trat im folgenden Jahr öffentlich zur Römischen Kirche über. Da wenige Monate nachher sein Vater, Philipp Ludewig, aus Gram über diese Reli-

gionsänderung starb, und der Prinz nun zur Regierung gelangte, bezeugt' er sogleich seinen Proselyteneifer. Sobald er in Neuburg, zum Schrecken seiner protestantischen Unterthanen, eingezogen war, (im Februar 1615.) ließ er in der dasigen, zu diesem Zweck mit vielem die Nichtkatholischen kränkenden Gepränge, aufs neu eingeweihten Schloßkirche, den Gottesdienst nach Römischem Gebrauch herstellen, und ordnete denselben auf gleiche Weise, mit übereilter Hast und Rücksichtslosigkeit, in seinem ganzen Lande an. Und obwohl seine beyden Brüder bey der evangelischen Lehre beharrten, wirkt' er doch auch in ihren Landesantheilen, die er verwaltete, mit nicht viel größerer Schonung und mit einer seiner frühern protestantischen Gesinnung gänzlich widersprechenden Nichtachtung aller Gewissensfreyheit, für die gewaltsamste Einführung des Papismus. Da erkannten aufs neu die evangelischen Stände und ihre Unterthanen, was

von Seiten der Katholischen geschehen würde, wenn diese ihrer Neigung und der Stimme ihrer Priesterschaft folgen dürften, und keine starke Gegenwehr zur Ablehnung ihrer, die heilsamen Früchte der Kirchenverbesserung zerstörenden, Anschläge und Versuche fanden. Auch für alle folgenden Zeiten ward dadurch, wie auf viele andre Weise, den Protestanten anschaulich und nachdrücklich gezeigt, was die Römische Kirche beabsichtige, und, ihrer ganzen Anlage nach, immerdar beabsichtigen und erstreben muß! —

Dieser Abfall Pfalz-Neuburgs aber, und die ausgebrochene Feindschaft zwischen ihm und dem Churfürsten von Brandenburg, hatte die übrigen protestantischen Fürsten, die durch den Jülichschen Erbfolgestreit auch zwiespältiger geworden, einander wieder mehr genähert, und auf dem Fürstentag zu Naumburg (im März 1614.) eine Erneuerung der alten Erbverbrüderung zwischen Chursachsen, Chur-

brandenburg und Hessen befördert, wodurch Sachsen auch neue Aussichten auf einen rechtmäßigen Antheil an dem Jülichschen Erbe, und von Seiten Brandenburgs die Einwilligung zu einem Mitbesitz desselben gewann. Dieß aber ward, ohne Sachsens Verschulden, ein Unglück für das Reich. Denn der Pfalzgraf von Neuburg, auf die neue Verbindung mit den Katholischen gestützt, verwarf jenen Mitbesitz und suchte denselben mit Gewalt abzuwehren, auch wohl zu gleicher Zeit Churbrandenburg zu verdrängen. Zwar die Ligue war nicht sogleich kampffertig und zu seiner Hülfe bereit; aber der Kaiser selbst begünstigte seine Unternehmungen; aus den Niederlanden rückten spanische Hülfstruppen unter ihrem Feldherrn Spinola ins Jülichsche ein, und eroberten für ihn einen Theil des Landes, während auf der andern Seite die Niederländer unter dem Grafen Moritz von

Nassau zu Gunsten des Churfürsten von Brandenburg soviel Land, als möglich zu besetzen suchten. — Also kämpften auf deutschem Boden, um deutsches Land die Fremden, von deutschen Fürsten herbeygerufen, und der Kaiser selbst vergaß seiner Würde und seines Berufs, da er sich der spanischen Soldaten bediente, vom Jülichschen aus seine Absichten zu vollstrecken, in Aachen die Evangelischen zu unterdrücken, die neue zu Gunsten der aus Cölln ausgewanderten Reformirten, von Brandenburg und Pfalz-Neuburg, zur Zeit ihres gemeinsamen friedlichen Besitzes der Jülichschen Lande, gegründete Stadt Mühlheim am Rhein, zu zerstören, und ein Schrecken vor seiner, durch solche Bundesgenossen verstärkten Macht durch das ganze Reich zu verbreiten.

Unter Englands und Frankreichs Vermittlung kam endlich im November 1614. zwischen Churbrandenburg und Pfalz-

Neuburg ein vorläufiger Vergleich in Zanten zu Stande, dem gemäß beyde in die Verwaltung der erledigten Lande sich theilen, und die endliche Ausgleichung der Sache suchen, die fremden Schaaren aber das Reich verlassen sollten. Die Fürsten behielten indeß, was jeder eben besetzt hatte; Spanier und Niederländer schienen geneigt, was sie inne hatten, auch zu behalten, und blieben, dem Vertrag entgegen, auf deutschem Boden, ohne daß kräftigere Mittel ergriffen wurden, sie zum Abzug zu nöthigen. Die Fremden hatten um so leichteres Spiel, und durften um so sichrer nach Willkühr schalten, als die allgemeine Zwietracht im Reich, die Auflösung gesetzlicher Bande und heiliger Verpflichtungen ein gemeinsames Entgegenwirken der Reichsstände unmöglich machte.

Tief und folgereich griff dieser Jülichsche Erbfolgestreit in die innersten Verhältnisse Deutschlands ein, und floß endlich selbst

mit dem dreyßigjährigen Krieg zusammen, zu dessen Entstehen er unverkennbar im deutschen Reich mächtig mitgewirkt hatte, so wie er in starken, recht in die Augen fallenden Zügen bezeugt, an welchen Uebeln dieses Reich krankte, wie es in seinen Gliedern gegen sich selbst wüthete, noch ehe der längere, traurige Kampf begann.

Unter solchen Mißverhältnissen und Händeln mocht' im Reich kaum irgend ein Fürst sich unglücklicher fühlen, als Kaiser Rudolph II. An Geist und Kenntnissen den meisten weit überlegen, entbehrt' er doch die unerläßlichsten Eigenschaften, um in einer so vielbewegten und überall schwierigen Zeit, das Reich und das kaiserliche Ansehen aufrecht zu erhalten. Die Verwicklungen der Umstände, die auch die einfachsten Verhältnisse umstrickten, verleideten ihm

völlig die öffentlichen Geschäfte und Angelegenheiten, daß er, ohne die Theilnahme an dem allgemeinen Wohl oder Weh je gänzlich zu verlieren, doch immer unwilliger aus seiner friedlichen Naturbetrachtung in das verworrene Spiel des Staatslebens zurückkehrte. Nie verschmerzt' er die bittre Kränkung, die sein Bruder Matthias ihm zugefügt hatte, und man darf es verzeihlich finden, wenn er sich mit dem Gedanken beschäftigte, diesen, der ihm, noch bey seinem Leben, nach der Krone getrachtet, und, so rücksichtslos als eigenmächtig, eine Theilnahme an der Regierung der österreichischen Lande ihm abgetrotzt hatte, gänzlich von der Nachfolge zu verdrängen, wenigstens im Königreich Böhmen, das er gern dem Erzherzog Leopold, zu dem allein er unter seinen Verwandten Vertrauen hegte, zugewendet hätte. Doch konnt' er über die zu ergreifenden Maaßregeln nie mit sich einig werden, und da er nun immer nur halbe ergriff,

seine Absicht aber eben so wenig, als seine Unentschlossenheit verbarg, mußt' er neue schmerzliche Erfahrungen machen. Der ehrsüchtige Matthias suchte allen bösen Schein auf ihn zu werfen, und die letzten Funken von Anhänglichkeit, die seine Unterthanen noch hegen mochten, zu ersticken, indem er zugleich den Evangelischen schmeichelte, die Katholischen aber dadurch für sich zu gewinnen suchte, daß er dem Kaiser vorwarf, er habe durch seine übertriebene Nachgiebigkeit gegen die Böhmen nicht nur bey diesen alle fürstliche Gewalt fast vernichtet, sondern auch den übrigen Evangelischen zu ungebührlichen Forderungen Anlaß gegeben. Schon war der Bruderzwist zu einem neuen Kriege reif, als Rudolph selbst einige Reichsfürsten zur Vermittlung aufforderte, die im September 1610. einen erfolglosen Vertrag bewirkten. Denn der Friede war dadurch so wenig hergestellt, daß Rudolph und Matthias sich nun noch mehr

recht kampffertig zu machen suchten, und hartnäckiger um den Besitz Böhmens kämpften. Im April 1611. ward endlich dem Kaiser ein Vertrag abgenöthigt, in welchem er die böhmische Krone seinem Bruder förmlich abtreten mußte.

Dieser österreichische Familienstreit schmälerte eben so sehr die Kaiserliche Würde, die sich dabey kaum behaupten konnte, als er den Keim des Ungehorsams und der Zwietracht im Reiche nährte, und noch mehr den Stoff zusammenschürte, aus dem bald nachher, zunächst in Böhmen, der dreyßigjährige Krieg hervorbrach. Denn Rudolph und Matthias überboten sich einander, die böhmischen Stände auf ihre Seite zu ziehen, und deren so gerechte als bescheidene Ansprüche mehr und mehr bis zu den übermüthigsten und unstatthaftesten Vorschriften zu steigern. Dadurch ward ein böses, verführerisches Beyspiel für die folgenden Zeiten gegeben,

und Matthias besonders erweckte hier gegen seinen Bruder eine Schlange, die ihn bald selbst in die Fersen stach, erzeugte sich hier einen Feind, der ihm, was er jetzt frevelte, nachmals schmerzlich vergolten, seine eigne Regierung im Innersten erschüttert hat. Das, was nachher (1618.) die Böhmen bewegte, den verderblichen Kampf zu beginnen, und die große Oesterreichische Herrschaft, Deutschland und die Nachbarländer zu verwirren, das hatte Matthias selbst, im blinden Trachten nach der Herrschaft, hervorgerufen und zur Reife gebracht, daß es den Krieg, der ihm keine Aussicht auf Frieden ließ, unabwendbar beschleunigte.

Eben so, wie den Böhmen zeigt' er den deutschen Protestanten sich geneigt, und nährte in ihnen Hoffnungen, deren Erfüllung Rudolphs Regierung nur zu verzögern schien. Als 1611. die evangelische Union zu Rothenburg zusammengekommen, empfahl er sich ihr

sehr dringend, und mit vielen günstigen Verspre-
chungen, zur deutschen Königswahl. Je weni-
ger sie dort sich ihm willfährig bewies, desto
ängstlicher und demüthiger sucht' er ihre Gunst,
und täuschte vergeblich die Gemüther durch ein
Gewand, das er bald abzulegen gedachte, hin-
ter dem sich die wahre Gesinnung nur kümmerlich
verbarg. Stärker und tiefer, als er ahnden
mochte, und wünschen konnte, regt' er allenthal-
ben ein zuversichtlicheres Streben, das ihm selbst
gefährlich werden sollte, und selbst die Leiden-
schaft auf, die er zu bewältigen bald nicht ver-
mögend war. Die Union durfte sich nun bedeu-
tender fühlen, als sie in der Wirklichkeit war,
wenn des Reichsoberhauptes ungebrochne Macht
nach strengem Recht walten und die alte Ver-
fassung aufrecht erhalten konnte; sie ward um so
kühner, als man ihre Wichtigkeit anzuerkennen
schien, und die letzte Scheu vor des Kaisers Ge-
richt entschwand. Die nichtunirten protestanti-

schen Fürsten wurden gleichfalls in diese Familien-Angelegenheit auf eine Weise hineingezogen, die sie das, was sie zu fordern ohnehin berechtigt waren, gebieterischer aussprechen lehrte, und wenn es unerfüllt blieb, die Erbitterung der Gemüther nur um so stärker machte. Da des Kaisers Ansehn und Gewalt durch den eigenen Bruder entkräftet ward, that man im Reich, was Jedem gefiel; da der Kaiser sich selbst, sein Recht, sein Erbe nicht zu schützen vermochte, erwarteten noch weniger die Vasallen für sich Hülfe von ihm, und gedachten, sich selber zu helfen; da das Haupt sich und das Ganze fast Preis geben mußte, suchte jeder das Seine zu retten, zu vertheidigen, zu mehren, und der alte großherzige Sinn für das Allgemeine erstarb immer mehr. Nicht nur die Katholischen und Protestanten bewachten sich gegenseitig eifersüchtig und argwöhnisch; auch die von gleichem Bekenntniß begegneten sich mit geringerer Zuversicht, als

vorher. Denn Treu und Glauben und gegenseitiges Vertrauen schienen noch mehr entflohen, seit der österreichische Bruderzwist alle Verhältnisse verwirrte. In den wenigen Jahren der herrschsüchtigen Kämpfe des Matthias wider Rudolph ist mehr böser Saame, als vorher in langer Zeit, ausgestreut worden, und seine so blinde, als unselige Staatskunst hat dem dreyßigjährigen Krieg recht eigentlich die Bahn gebrochen.

Matthias erlebte die armselige Freude, noch bey Lebzeiten seines Bruders, des rechtmäßigen Herrschers, zum König von Böhmen gekrönt zu werden (Mai 1611.). Rudolph indeß kämpfte mit dem tiefen Schmerz, von allen, selbst von denen, die er für die treuesten Unterthanen gehalten, sich verlassen zu sehen, mit einer Schwermuth, die ihn nicht mehr verließ, und nur bey Annäherung des Todes in eine Freudigkeit überging, die das schönere und wechsel-

losere Vaterland begrüßte. Der Einkünfte von seinem Erbe beraubt, auf einen unzureichenden Jahrgehalt angewiesen, schon fast gänzlich seiner Würde entkleidet und voll Furcht, daß er selbst der Herrschaft im Reich noch verlustig werden möchte, von Allen getadelt, von wenigen geliebt, selbst in seiner eigenen Familie einsam und verlassen, stand der Greis, der Kaiser des Römisch-Deutschen Reichs, der mächtige Erbe Oesterreichs da, ohne Freude an dem Leben, das für ihn keine Hoffnungen mehr, und doch noch Reize hatte, bis das Vorgefühl der Auflösung ihn über die Welt erhob. Er starb im ersten Monat des Jahres 1612.

Nach seinem Tode bemächtigte sich Matthias des hinterlassenen reichen Schatzes (denn soviel Rudolph aufgewendet für seine wissenschaftlichen Neigungen, für Kunstwerke, und

seinen Marstall, hatt' er doch andern unnützen Aufwand vermieden, und zu sparen geliebt;) und suchte nun das letzte, was vom vormaligen Eigenthum seines Bruders ihm noch fehlte, die Kaiserkrone zu erlangen. Er erhielt sie. Denn die seit dem 14. Mai in Frankfurt versammelten Churfürsten, obwohl Mancher vielleicht es anders wünschen mochte, glaubten sich doch an das Haus Oesterreich gebunden, und konnten dasselbe, auch wenn sie Muth dazu gehabt, und einen willkommenen Ausweg gefunden hätten, nicht umgehen, ohne neue Verwirrungen im Reich zu veranlassen. Und da unter den österreichischen Erzherzögen, die zum Theil die unbequeme und gefahrvolle Würde verschmähten, keiner sich so eifrig bewarb, keiner so nahe Anwartschaft zu haben schien, als Matthias, ward er — (ein Besserer, des Vertrauens und der Wahl Würdigerer fehlte!) — am 3. Jun. 1612. einstimmig gewählt, und am 14. desselben

Monats gekrönt. Die Protestanten, denen er sich freundlich bezeugt hatte, die von den feyerlichen Versicherungen, welche er den Glaubensgenossen in Böhmen, Schlesien, Ungarn und Oesterreich gegeben, eine günstige Anwendung auf sich selbst machten, hatten seine Wahl besonders befördert, fanden aber bald Ursach, dieß zu bereuen, und einen traurigen Trost nur in des neuen Kaisers schwacher Gesundheit. Matthias, der nun das Ziel seiner Wünsche erreicht sahe, fand sich eben so wohl durch die Einmüthigkeit der Wahl geehrt, als durch die Abwendung aller bedenklichen, nicht schon üblichen Klauseln in der Wahlcapitulation erfreut, da der einzige neuhinzugefügte Punkt: „daß auch ohne des Kaisers Einwilligung von den dazu befugten Reichsständen ein Römischer König gewählt werden dürfe;" wenigstens für den Augenblick ihn nicht beunruhigen konnte. Auch seine Krönung ward in Gegenwart so vieler Für-

sten, und mit solchem Gepränge vollzogen, wie man lange nicht gesehen hatte, und nachmals nie wieder sah.

Jetzt aber, da er seinen Beruf und seine Fähigkeit zu der erhabenen Würde und dem hohen Standpunkt, nach welchem sein Ehrgeiz, selbst mit Verletzung der heiligsten Bande und der theuersten Verpflichtungen gerungen hatte, bewähren sollte, zeigt' er sich weder der Zeit, noch seinen eigenen Unternehmungen gewachsen, und mußte bald fühlen, auf welchem schwankenden Boden er stand, und wie er selbst, durch seine frühern Verirrungen, sich denselben noch unsichrer und gefahrvoller gemacht hatte. Die Flammen, die er selbst, so verwegen als unverständig genährt hatte, drangen nun unlöschbar in sein eignes Haus ein, und das Unwetter, das er selbst noch schwärzer zusammengetrieben, entlud sich über sein eignes Haupt. Er mußt' es empfinden, welche Last die Krone war, die er

nicht früh genug hatt' erhalten können, und mit welchen Schmerzen er nun sie tragen sollte. Den Fürsten hatt' er, wohl selbst ohne große Hoffnung der Möglichkeit, die Versicherung gegeben: er wolle die Ruh im Reich aufrecht erhalten! Aber er selbst fand bald nirgend noch Ruhe.

Noch galt der Name und die Macht eines deutschen Kaisers im Ausland einiges, am meisten bey den entferntern Völkern, die in der Sorge für ihre eigenen Angelegenheiten keine Muße fanden, die auswärtigen Verhältnisse zu erforschen, und daher wähnten, es sey in Deutschland noch Alles so, wie es vordem gewesen. Diesem Wahn und der Unkunde der wahren Lage der Sachen hatte wohl Matthias die unverdiente Ehre zuzuschreiben, die ihm, bald nach seiner Kaiserwahl zu Theil ward, da eine Russische Gesandschaft ihn zur Vermittlung in den Verwirrungen ihres Reichs und zur Ernennung eines tüchtigen und tapfern Herzogs für

dasselbe, aufforderte. Aber die nordischen Boten fanden bey ihm wenig Trost, oder Befriedigung, außer in schönen Worten; jene Ernennung vermied er; zur Schlichtung der innern Streitigkeiten sendet' er einen außerordentlichen Abgeordneten, der, nur mit unbestimmten Vorschriften versehen, nach Gutdünken handeln konnte, und auf unbekanntem Boden auftretend, wenig bewirkte.

Matthias (geboren am 24. Februar 1557.) stand bey seinem Regierungsantritt in seinem fünf und funfzigsten Jahr, fühlte aber in diesem Alter, in welchem Andere noch eine frische und gediegene, durch reifere Weisheit geleitete Kraft bewähren, durch Sorgen und körperliche Leiden sich entkräftet und entmuthigt. Sein Leben, das einer höhern und stetigen Richtung fast gänzlich entbehrte, hatte sich in Neigungen, Absichten und Bestrebungen, denen sein Geist und sein Vermögen nicht entsprach, so zersplittert, daß

er am Ziel seiner Wünsche, ohne festen Halt, ohne klare Selbsteinigkeit, ohne entschiedenen Entschluß, sich und Andre nur verwirren konnte. Er fühlte die Würde eines Reichsoberhauptes, und war geneigt, sie zu behaupten; aber weder in der Wahl, noch in der Art der Anwendung der dazu dienlichen Mittel leitet' ihn eine günstige Gesinnung oder glückliche Stimmung. Einen freyen und durchdringenden Geist, einen festen und besonnenen Willen hatt' er nie gezeigt, und weder in der Regierung der Niederlande (deren Statthalter er seit 1577. fast 4. Jahre lang gewesen;) noch als Feldherr in seinem zweyjährigen (von einigem Glück begleiteten) Kampf gegen die Türken (seit 1594.) große Anlagen und Fähigkeiten entwickelt. Durch Strenge glaubt' er Alles ausrichten zu können, und so Noth sie that in jenen Zeiten der Verwirrung, des Ungehorsams und offenbarer Widersetzlichkeit, so wußt' er sich doch derselben nicht mit

weiser Mäßigung zu gebrauchen, und überzeugte sich zu spät, wie sehr er sich selbst und dem Reich dadurch geschadet, und überall nur Abneigung gegen seine Regierung erzeugt hatte. Er lebte mit seiner Gemahlin Anna Catharina, (seiner Verwandtin, Tochter Kaiser Ferdinand I.) in friedlicher, aber kinderloser Ehe, und bald trat bey ihm die Furcht ein, daß der Mangel an einem zunächst berechtigten Erben, Andre zu Wünschen und Plänen, wie die Herrschlust sie erweckt, aufregen, und seine eigne Gewalt eben so sehr anfechten möchte, wie er die Regierung seines unglücklichen Bruders gefährdet hatte. Am meisten Gewalt hatte über ihn sein geheimer Rath, Melchior Clesel, Erzbischof von Wien, und (seit 1616.) Cardinal, ein gewandter und erfahrner Mann, der sich aus niederm Stand' emporgeschwungen, und des Kaisers fast unbegränztes Vertrauen, das wenige gewannen, sich errungen hatte, also daß

dieser nichts ohne seinen Rath und sein Guthei-
ßen unternahm. Das Glück dieses Mannes, auch wohl sein Stolz und Uebermuth — (wie-
wohl er nicht mit kleiner Seele seine schnelle Er-
hebung aus der Niedrigkeit zur Schau trug, wußt' er doch seine Würde und seinen fast unge-
messenen Einfluß geltend zu machen, oft unbe-
sonnen und zur Unzeit;) reizten alle Großen, und selbst die kaiserliche Familie gegen ihn, und alles Ueble und Böse, was des Kaisers Regierung be-
gleitete, ward auch vom Volk ihm zugerechnet, also daß er recht eigentlich der Ableiter ward für den Unwillen, den Matthias großentheils selbst verschuldete. Clesel meint' es aber mit seinem Herrn wohl redlich, doch ohne seines eig-
nen Vortheils dabey zu vergessen. Von man-
chem bedenklichen Schritt hielt er den immer mürrischer werdenden Gebieter zurück, und mä-
ßigte oft eben so sehr dessen ungestüme Hast, mit der er zu Zeiten seine Absichten durchsetzen wollte,

als er ihn aufrichtete und antrieb, wenn er verdrossen und rathlos mehr litt und klagte, als handelte. Der Cardinal war freylich kein Freund der Protestanten, und verleitete den Kaiser auch wohl zu Maaßregeln, die seinen frühern denselben ertheilten Hoffnungen und Versprechungen entgegen waren; er rieth zu Gewalt, wo die Güte nicht fruchten wollte; aber so sehr er von den Protestanten gehaßt und laut angeklagt ward, so war er doch in der That keiner ihrer wüthenden Gegner, ja man mag wohl sagen, daß ihm die Angelegenheit seines weltlichen Amts theurer gewesen, als die der Kirche, und was er für diese und gegen die Evangelischen gethan, zunächst auch nur aus Staatsgründen hervorgegangen ist, wiewohl er den Bischoff nie ganz verläugnete. Als er später gewaltsam vom Kaiser entfernt ward, und dieser nun seines Rathes entbehrte, neigte sich alles noch mehr zum Schlimmen, wurden viel verkehrtere Maaßre-

geln, auch feindseligere gegen die Evangelischen ergriffen.

Das Verhältniß, in welches der neue Kaiser eingetreten, war in jeder Hinsicht schwierig und bedenklich, und auf welchen Theil seiner weiten Herrschaft er die Augen richten mochte, — überall sah er Streit und Verwirrung, Aufforderung zu kräftigem und entschlossenem Eingreifen und nachdrücklichem Wirken. Er verkannte diese Aufforderung nicht, und mochte gern mit bemerkbarer Geschäftigkeit selbst hervortreten, allen Streit zu schlichten, alle Verwirrung zu lösen, seine Erbstaaten zu sichern, das Reich zu beruhigen, Alle zu befriedigen. Aber dem Fürsten maß er allzuviel bey, wähnte von seinem Willen fast Alles abhängig; auf die unwiderstehliche Gewalt, welche der Geist der Zeit, zumal einer tiefbewegten, in sich vereinigt, auf die zum Theil offenbare, zum Theil geheimnißvolle Kraft der öffentlichen Meinung, auf die Stimme

des Volkes, selbst auf den wohlbegründeten Einfluß der Landstände in seinen Erbstaaten, und der Reichsstände Deutschlands achtet' er viel zu wenig, schlug, weil er sie zu wenig erkannte, sie zu gering an, und mußte daher, weil solches Verkennen und Nichtachten sich jederzeit rächt, viele Mißgriffe thun. Der Ernst aber, den er in allen Verhältnissen bewies, das nie verläugnete Bewußtseyn seiner Würde und Macht, das jeden seiner Schritte begleitete, stellte einigermaaßen das kaiserliche Ansehen wieder her, und verhütete, daß nicht leicht auch ein mächtigerer Reichsfürst, durch zu offenbaren Widerstand, seinen Unwillen auf sich zu laden wagte, bis auch diese Scheu, durch einseitige und schwankende Maaßregeln, die er ergriff, durch die Nothwendigkeit der Selbstvertheidigung, auf die mehrere sich hingewiesen fühlten, durch die vielverworrenen und gewaltsam drängenden Verhältnisse mehr und mehr vernichtet ward.

Von außen drohte bey seinem Regierungsantritt zunächst nur Eine Gefahr, die aber eine ernste Aufmerksamkeit und kräftige Gegenwehr in Anspruch nahm, da zu fürchten war, daß die Türken, wenn der Tod des Bethlen Gabor, des unter ottomannischem Schutz stehenden Beherrschers von Siebenbürgen, erfolgte, sich nicht nur dieses Landes völlig bemächtigen, sondern auch von dort aus Ungarn aufs neue angreifen, und durch dasselbe sich den Weg in die österreichschen Erbstaaten selbst bahnen möchten. Dieß war um so bedenklicher, als man wußte, wie abgeneigt die Ungarn noch immer der österreichschen Herrschaft wären, und es kaum verhehlten, daß sie fast eben so gern unter türkischer Hoheit stehen würden. Matthias ließ es deßhalb seine erste Sorge seyn, von dieser Seite sich sicher zu stellen, und eilte bald nach seiner Kaiserwahl gen Ungarn, wo er es kaum erlangte, daß für den Fall eines Angriffs von

den Türken, deutsche Truppen durch das Land geführt werden dürften.

Drauf wendet' er sich zu den schwierigern Reichsangelegenheiten, für die er jedoch günstigere Hoffnungen hegte, weil bey seiner Krönung soviel friedliche Gesinnung der Stände kund geworden. Auf den 24. April 1613. ward ein Reichstag nach Regensburg ausgeschrieben, aber erst am 13. August eröffnet, nachdem der Kaiser vorher noch das Freundschaftsbündniß mit Siegismund III. dem Könige von Polen geschlossen, und so auch von dieser Seite sich gedeckt hatte. Alle Reichsstände richteten auf die Verhandlungen zu Regensburg ihre Aufmerksamkeit, und trafen ihre Vorkehrungen dazu; dem Kaiser aber mißlang es schon darinnen, daß die protestantischen Fürsten nicht zu bewegen waren, in Person dort zu erscheinen, vielmehr einmüthig ihren Abgeordneten aufs strengste zur Pflicht machten, auf keine Verhandlungen sich

einzulassen und in keine Vorträge zu willigen, bevor die Beschwerden der Evangelischen angenommen und berücksichtigt worden. Von katholischer Seite kam man mit eben so großer Geneigtheit, die Evangelischen selbst anzuklagen, und statt irgend etwas zu ihren Gunsten zu bewilligen, vielmehr ihren wirklichen Besitzstand zu bestreiten. Der Kaiser, recht ehrlich und ernstlich nur auf den Frieden bedacht, bemüht auszugleichen und zu versöhnen, ohne sich oder den Rechten der Kirche etwas zu vergeben, von beyden Partheyen bestürmt, von keiner mit Nachdruck in den dringendsten allgemeinen Angelegenheiten unterstützt, vielmehr selbst in den Kampf der Leidenschaften mit hineingezogen, hatte einen harten Stand. Kaum begann er seine Vorträge, als die Evangelischen forderten, daß diese noch zurückgehalten würden, weil sie nicht eher darauf eingehen könnten, als bis ihre alten, so gerechten, und doch wiederholt

vergebens vorgetragenen Beschwerden angehört und abgestellt worden. Matthias ließ gleichwohl die Vorträge fortsetzen, durch welche zunächst drey Hauptangelegenheiten zu ernster Berathung gebracht werden sollten, nämlich der innre Friede im Reich, die Gefahr von Seiten der Türken, und die endliche Abstellung der verjährten Mißbräuche und Unordnungen im deutschen Münzwesen. Die katholischen Stände säumten nicht, dem Kaiser ihre Ergebenheit zu bezeugen und auf seine Vorstellungen einzugehen; da die Evangelischen ihren Beytritt verweigerten, setzten jene allein die Verhandlungen fort, und obwohl bey den Hauptsachen viele, zum Theil unüberwindliche Hindernisse sich fanden, zeigten sie wenigstens hinsichtlich des Türkenkrieges ihre Willfährigkeit, da sie zu demselben eine, für den Augenblick nicht unbedeutende Hülfe bewilligten. Ueber das Münzwesen konnte man nicht so leicht zu entscheidenden Maaßregeln

sich vereinigen, zumal hier der besondre Vortheil Einzelner gefährdet war. Und schwerer, als über die Abwendung der Gefahr von außen, über die Anstalten gegen den Reichsfeind, konnte man über die Mittel sich verständigen, durch welche der Zwiespalt im Innern, die Feindseligkeit und gegenseitige Bekämpfung der Partheyen aufgelöst werden sollte. Hier trat überall die Leidenschaft und persönliche Abneigung der Geneigtheit und dem lebhaften Wunsch des Kaisers entgegen, der allein es recht aufrichtig zu meinen schien. Ja der Reichstag, weit entfernt, die Streitenden zu versöhnen, die verschiedenen Ansprüche auszugleichen, fachte vielmehr die Flamme der Feindschaft noch stärker an, gab zu neuen Klagen und Beschwerden, zu gegenseitiger Erbitterung neuen verderblichen Anlaß, und verwirrte die Angelegenheiten aller noch mehr, daß endlich nur die Gewalt der Waffen entscheiden konnte, und noch unabwendbarer

das Verderben sich bereitete, das in dem traurigsten aller Kriege erscheinen sollte. In der That waren auch die Beschwerden von beyden Seiten von der Beschaffenheit, und zum Theil so begründet, daß keine menschliche Weisheit, den verworrenen Knoten zu lösen, hinreichend, und nur das Schwerdt ihn zu zerhauen, geeignet schien. Nirgend Geneigtheit, dem Wohl des Ganzen das eigne Besondre unterzuordnen; nirgend eine ganz ruhige und freye Ansicht der Dinge; Verblendung von beyden Seiten. Hier zeigt' es sich am unverkennbarsten, wie die wache Selbstsucht und die verjährte Zwietracht um so hartnäckiger und unbeugsamer ward, als sie in den religiösen Beziehungen und kirchlichen Verhältnissen eben soviel begierig aufgenommenen Vorwand, als eine lebhafte und verführerische Anregung fand. Des Uebels Wurzel aber war schon so alt, und hatte sich, sichtbar und unsichtbar, soviel verzweigt, hatte in einzelnen

Hervorbringungen sich schon so festgestellt, daß selbst der Versuch sie auszurotten, und von Grund aus zu zerstören, nicht ohne gewaltsame Erschütterung des Ganzen und vielfache Verwirrung hätte gewagt werden können. Aber an eine gründliche Heilung des alten Schadens dachten auch wohl nur wenige, und diese selbst fühlten, daß die möglichen anwendbaren Mittel der tiefen Wunde, die wie ein grausiger Abgrund im Väterreich aufklaffte, nicht gewachsen waren. So blieb Alles auf Versuche beschränkt, mitten auf dem ausgehöhlten und wankenden Boden dem uralten Gebäude neue Strebepfeiler, zu seinem Schutz, aufzubauen, und man mocht' es nicht sehen, wie dieß Anbauen von jeder Seite, und das Hinüberdrängen auf die entgegengesetzte, das Uebel und die Gefahr nur verdoppelte, da, selbst wenn die noch stärker belasteten und immer unsichrer werdenden Grundlagen noch aufrecht geblieben wären, doch der aus seinen Fugen geris-

sene, bald hier bald dort mehr gezwängte Bau endlich von oben herein zusammenbrechen mußte. Der Schatten fiel dabey freylich auf die, welche nicht nur neue, unläugbar verwirrende Verhältnisse herbeygeführt hatten, sondern auch den gemeinsamen Maaßregeln und Beschlüssen sich offenbar zu entziehen, und nur für ihren besondern Vortheil zu arbeiten schienen. Der Unmuth des Kaisers mußte sich daher um so stärker gegen die Evangelischen richten, da diese den Frieden zu hindern, die Katholischen aber, auf seine Anträge eingehend, ihm zu allem willig die Hand zu bieten, wenigstens den Anschein hatten. Aber wenn ein hellerer und unbefangener Blick ihm vergönnt gewesen wäre, hätt' er leicht begriffen, daß ein der hartnäckigsten Widersetzlichkeit gleicher Widerstand sich auf der am meisten bedrängten Seite am stärksten äußern muß, und daß am wenigsten ein lebendiges Ganze durch unnatürliche Schwächung und Unter-

drückung einzelner Glieder, oder durch nachgebende Erschlaffung einiger Theile, während die andern an Sprödigkeit zunehmen, geheilt und gerettet werden kann. Schwerlich wäre auch dann, wenn die Evangelischen allen Widerstand gegen die Anmaaßungen der Katholischen, gegen die beabsichtigte und offenkundige Kränkung der heiligsten Rechte aufgegeben hätten, daß die Römische Kirche ungehindert wieder in ihren alten Besitzstand eintreten konnte, auch das Römisch-deutsche Reich seinem Verderben entrissen worden. Wie aber, wenn — (das Unmögliche einmal als möglich gedacht!) — die Evangelischen allen Widerstand überwunden, oder die Katholischen die höchste Friedensliebe bewiesen hätten? — Wir können nur träumen, was in diesem oder jenem Fall Deutschlands und Europa's Schicksal gewesen wäre; die Geschichte aber weilt nicht in dem Reich der Träume und der Möglichkeiten. —

Die beyderseitigen Beschwerden, die auf dem Reichstage zu Regensburg angebracht wurden, zeigen recht sichtbar die Verwirrung, in die man hineingerathen war, und stellen eine Aufgabe, deren Lösung, auch wenn bey allen Partheyen die geneigteste Gesetzlichkeit vorausgesetzt würde, der tiefsten und strengsten Rechtskunde kaum möglich war, wenigstens nicht ohn' einige Beeinträchtigung. Diese Beschwerden sind es, was die Gemüther mehr und mehr erbitterte, die, im vergeblichen Streben, sie abzulehnen, ihnen abzuhelfen, Alles tiefer verwirrten; sie sind nicht der Funke, aus dem die Flamme des dreyßigjährigen Kriegs hervorbrach; aber der überreiche Brennstoff, in den der Funke fiel, in dem er sich nährte; sie sind der äußere Ausdruck des Geistes, der seit Jahren Deutschland finster bewegte. Betrachtet man die Beschwerden jeder Parthey für sich, so erscheinen sie, durch Thatsachen hinlänglich bewährt, in

der Gerechtigkeit begründet. Man sieht, das Unrecht liegt auf beyden Seiten, und es hat ein böser Geist sich der Verhältnisse so bemächtigt, daß es schwer ist, nicht zu weit zu gehen, nicht zu fehlen.

Die unirten und andern protestantischen Fürsten und Stände (man nannte sie die correspondirenden Stände, weil sie, ohne Alle in einen Bund vereinigt zu seyn, doch gemeinsame Beschlüsse für ihre Angelegenheiten faßten;) klagten mit vollem Recht über die zu weit greifende Gerichtsbarkeit des Reichshofraths, über das partheyische Verfahren des Reichskammergerichts, bey dem nie ein Evangelischer zum Vorsitz gelange, das die Katholischen ungebührlich begünstige, und um so willkührlicher verfahre, als die gesetzlichen Visitationen allzulange außer Brauch gesetzt worden. Wirklich maaßte der Reichshofrath sich einen Gerichtskreis an, der weit über seine ursprüngliche Einrichtung ausge-

dehnt war, und die Evangelischen beeinträchtigte; wirklich stand dem Reichskammergericht immer ein Katholischer vor, der in der Regel, seiner Parthey auf Unkosten der Evangelischen, diente; wirklich war seit mehr, denn zwanzig Jahren, keine ordentliche Reichskammergerichtsvisitation gehalten worden. Denn da es 1587. sich so gefügt, daß bey der damaligen, für lange Zeit letzten Visitation, die Katholischen fünf, die Evangelischen nur zwey Stimmen gehabt hatten, und nun bey der nachfolgenden das umgekehrte Verhältniß eingetreten wäre, nach der üblichen Ordnung, suchten die Katholischen die Visitation überhaupt zu hintertreiben. Vergebens mahnten die Evangelischen an die gesetzliche jährliche Untersuchung *); nur eine außerordent-

*) Nach der unter Karl V. 1532. eingeführten verfassungsmäßige Ordnung sollte alljährlich vom 1. Mai an die Visitation gehalten werden. Aber schon von 1533. bis 1550. wurde keine gehalten, obwohl mehr-

liche war einigemal bewirkt, und im Jahr 1600. die letzte veranstaltet worden. Ohn' Erfolg hatte Kaiser Rudolph II. die Wiederherstellung der alten Ordnung beschlossen. Doch waren die Evangelischen dabey selbst nicht ganz außer Schuld, da sie die Rückkehr des verfassungsmäßigen Gebrauchs dadurch verzögerten, daß sie die Angelegenheit einiger von ihnen eingezogenen Klöster, die dabey zur Sprache und Entscheidung kommen sollte, nicht vor dem Kammergericht, sondern vor dem Reichstag angebracht wissen wollten *). Indeß war das Reichskammerge-

mals beschlossen; nachher, mit einigen Unterbrechungen, geschahen sie bis 1582. in ziemlicher Ordnung.

*) Accessit hisce altera, haud parvi momenti controversia, ob eam causam orta, quod inter causas revisionis quatuor essent, quae monasteriorum ab Evangelicis reformatorum restitutionem spectarent, quas non ad cameram, sed ad totum imperium pertinere Evangelici existima-

richt immer mehr in Unordnung gerathen; die Streitsachen hatten sich über die Maaße angehäuft; vieles war an den Reichshofrath gebracht worden, was vor diesen nicht gehörte; die Urthel und Entscheidungen blieben ohne Kraft; mittelbar ward selbst das kaiserliche Ansehen dadurch gefährdet. Die Klagen der Evangelischen über das Reichskammergericht waren um so gerechter, als das Verfahren desselben höchst unsicher und häufig ungesetzlich geworden. Denn die letzte Kammergerichtsordnung war 1555. aufgestellt, nachmals aber durch Reichstagsschlüsse und die Visitationen soviel verändert, erweitert und beschränkt worden, daß es in vielen Fällen streitig blieb, wie weit ihre Gültigkeit reiche, ob nicht für einen oder den andern Punkt eine neue Vorschrift vorhanden sey? Darum war wiederholt eine neue Bearbeitung derselben gefordert,

bant. s. *A. F. C. de Ziegesar* de visitatione judicii cameral. imp. p. 16.

von den Beysitzern des Gerichts auch geliefert, und 1603. von dem Churfürsten von Mainz die letzte übergeben worden. Diese erschien zwar zehn Jahre später im Druck, als „Concept der verbesserten Kammergerichtsordnung" ward aber nie vollständig geprüft, noch angenommen, und so blieb schwankend, Zwietrachterregend, und bey der Ungewißheit des eigentlich Gesetzlichen, unvermeidlich oft willkührlich das Verfahren dieses Reichsgerichts. Daher denn die allgemeinen Klagen über die Mängel „der lieben Justiz" im Reich, aus denen, nach dem wahren Ausspruch eines alten deutschen Rechtsgelehrten *), nur Unheil, Auflösung aller Bande der Ordnung und des Gehorsams, hervorgehen kann, wie auch die Erfahrung aller

*) Oldendorp (de Iur. et Aequit. tit. 6.) „Verissimum est, judicia in republica constituta, si non bene conserventur atque ordinentur, turbas et anarchiam parere."

Zeiten lehrt. Unstreitig litten bey diesen Gebrechen, oder der Entartung der Verfassung am meisten und zunächst die Evangelischen, die deßhalb auch bittre Klagen führten; aber das Ganze, das Reich selbst ward zugleich tief erschüttert.

Nicht minder begründet waren die andern Beschwerden der Protestanten, daß man sie und ihre Unterthanen wegen der Zehnten und um andrer Ursachen willen vor partheyische katholische Richter stelle; daß man von ihnen fordere, sie sollten den üblichen Lehnseid auch bey den Heiligen ablegen; daß man endlich ihnen die Aufnahme in die Ritterorden verweigere. Doch konnten in der That solche Mißverhältnisse nicht überall und nicht sogleich ausgeglichen werden; hätten die katholischen Richter nur mehr Gerechtigkeit gezeigt, und dadurch Vertrauen erworben, so wäre ein Hauptgrund der Beschwerde gehoben gewesen, obwohl in den angeregten Fällen ein

gemischtes Gericht, aus Katholischen und Evangelischen, den Bedürfnissen am meisten entsprochen hätte. In Hinsicht der Heiligen hatten die Evangelischen sich so bestimmt erklärt, auch in ihren, dem Kaiser und den Ständen übergebenen Glaubensbekenntnissen, auf welchen selbst der Religionsfriede und die Gerechtsame der neuen Gemeinde sich gründeten, daß man ihnen billig in der Eidesformel die Beziehung auf die Heiligen erlassen mußte, selbst um den Eid nicht zu beeinträchtigen. Auch auf den früher auch ihnen gestatteten Eintritt in die Ritterorden durften sie, als gleicher Rechte mit den übrigen theilhaft, Anspruch machen. Doch war die Verweigerung dieses Eintritts auch nicht ohne Grund, denn die geistlichen Ritterorden waren allerdings zunächst an das Bekenntniß und die Gebräuche der Römischen Kirche gebunden, für ihre Zwecke gegründet, mit beständiger Beziehung darauf eingerichtet. Sie hatten eine Bedeutung, die durch das

evangelische Bekenntniß zum Theil aufgehoben war; sie legten Pflichten auf, welche die Evangelischen, ihren Grundsätzen nach, nicht erfüllen konnten; sie sollten, wenigstens ihrer ursprünglichen Verfassung nach, nicht bloß Pfründen seyn, sondern recht eigentlich Ehrenämter, deren Wesen aber nur der katholischen Kirche entsprach. Die Evangelischen forderten eigentlich nur die mit diesen Ritterorden verbundenen Vortheile, ohne zugleich die, wenn auch selbst von den Katholischen nicht mehr streng geleisteten, doch bey der Aufnahme anzuerkennenden, und in den Statuten wohlbegründeten, Verbindlichkeiten übernehmen zu wollen und übernehmen zu können. Die Katholischen hatten also einen Rechtsgrund, ihnen den Zutritt zu verweigern; sie konnten es aber allerdings nicht verkennen, daß die Zeit selbst die Orden in ein anderes Verhältniß gestellt, sie, lange vor der Reformation, von ihrer ursprünglichen Bedeutung und Bestimmung

entfernt, und ihre Güter zu einen ganz weltlichen Besitzstand gemacht habe, auf den auch die Evangelischen ihre Anwartschaft nicht ganz verlieren konnten, wenn man nicht Bedingungen geltend machen wollte, denen die Katholischen selbst, für ihre Person, sich bereits gänzlich entzogen hatten. Die durch die Kirchenverbesserung bewirkte Umwandlung aller Verhältnisse mußte auch jene Orden mit betreffen; sie standen in demselben Verhältniß, wie die reingeistlichen Mönchsorden; die Rechte, welche man in Hinsicht dieser, wenn auch unter bestimmten Beschränkungen, doch gesetzlich, den Evangelischen eingeräumt hatte, konnten auch rücksichtlich der Ritterorden nicht völlig verweigert werden, und so gehörte das hartnäckige Verweigern des Zutritts doch auch nur zu den Versuchen, den Evangelischen soviel als möglich streitig zu machen und zu entreißen. Was Wunder, daß diese dagegen sich auflehnten, und auch darinnen, wenn

alle Klagen und Beschwerden vergebens gewesen, einen gerechten Grund fanden, gewaltsam zu gewinnen, was die Billigkeit ihnen versagte?

Auf der andern Seite konnten leicht die Einwürfe und Beschwerden der Katholischen nicht minder gerecht und begründet erscheinen. Zwar wenn sie besonders die Schmähungen rügten, die von den Kanzeln der Evangelischen gegen sie, ohn' Unterlaß ertönten, so durften sie nur erinnert werden, in wie reichem Maaß von ihren Kanzeln dieß den Schmähenden, die oft nur ihr theuerstes Eigenthum verfochten, und dabey allerdings zu Zeiten in einen überstarken, unchristlichen Ton verfielen, zurückgegeben ward. In dieser Hinsicht vergalt man sich gegenseitig Gleiches mit Gleichem, und wetteiferte mit einander an der heiligen Stätte, an der nun der Geist der Liebe sich aussprechen sollte, in leeren Controversen, unfeinen Anspielungen und Sticheleyen, gehässigen Hindeutungen, in Feindschaft

und Unvernunft. Wenn vor dem Reichstage die Katholischen gegen die Beschwerden der Evangelischen diese Schmähungen von den Kanzeln rügten, obwohl sie nicht uneingedenk seyn konnten, daß ihre Geistlichen den Andern nichts schuldig blieben, so sprachen sie auch darinnen ihre wahre Gesinnung aus, die gegen die Evangelischen Alles erlaubt hielt, was gegen die Katholischen als ein Hauptverbrechen gelten sollte. Mit gleichem Recht entgegneten sie auf die Evangelischen Beschwerden, daß man die Katholischen gar unterdrücken und von allem ausschließen wolle. Mochten wirklich einige schwärmerische Protestanten an so etwas denken; Stimmung und Neigung der ganzen Gemeinschaft war's offenbar nur bey der Parthey, die sich die alleinseligmachende Kirche nannte. Doch konnten sie allerdings einige besondere Fälle nahmhaft machen, wo ein Theil der Protestanten sich so weit vergessen, daß man den Geist des Katholizismus,

in seinen finstersten Aeußerungen, auch bey ihnen eingekehrt hätte denken sollen. Fälle der Art wurden aber immer durch mehrere andre von der Gegenparthey überreichlich aufgewogen, und es gehörte ein seltner Grad von Verblendung und Dünkel dazu, das bey andern anzuklagen, was man bey sich selbst ganz in der Ordnung fand.

Wenn die Katholischen weiter Klage führten, daß die Evangelischen Stände die Katholischen in ihren Landen zwängen und drängten, so war auch dieß theilweis sehr wahr, aber noch viel wahrer, das die Evangelischen Unterthanen katholischer Herren im Allgemeinen viel härter bedrängt waren. Im Wesentlichen ward in keinem evangelischen Lande der Gottesdienst der Katholischen beschränkt oder gestört, außer in dem, was mit der Einrichtung eines protestantischen größern oder kleinern, Staats sich schlechthin nicht vertrug, namentlich gewisse Wallfahrtsmißbräuche und störende öffentliche Umzüge, die

in die Gränzen der Kirchen zurückgewiesen wurden, was bey der damaligen aufgeregten Stimmung der Gemüther, selbst zur persönlichen Sicherheit der Katholischen, nothwendig war. Man ließ die Katholischen meist ungestört in ihrem, seit dem Religionsfrieden hergebrachten Besitzstand, während jene Alles versuchten die Evangelischen dessen, was man in der Noth ihnen bewilligt hatte, wieder zu berauben.

Ueber die Verletzung des Religionsfriedens, — wer hatte bitterer und gerechter zu klagen, als die Evangelischen? — Bargen es doch so viele Priester der Römischen Kirche gar nicht, daß sie diesen sogenannten Frieden eben nur für einen Waffenstillstand, für ein Interim (ein — „Unterdessen" — bis nämlich das Alte alles wieder hergestellt sey!) ansähen; sprachen es doch insbesondre die Jesuiten laut genug aus, daß das Oberhaupt der Kirche so wenig als das Oberhaupt des Reichs an jenen Vertrag gebun-

den sey! Man konnt' es von den Jesuitischen Kanzeln oft genug hören, und in ihren Schriften es bis zum Ekel wiederholt finden: was ein Churfürst von Sachsen gedurft, stehe wohl auch einem katholischen Reichsfürsten zu; habe jener eine neue Lehre in seinem Lande einführen mögen, so zieme es noch vielmehr diesem, die alte, allein wahre zurückzuführen, und die Abtrünnigen zur Rückkehr in den Schooß der Kirche zu nöthigen. Selbst Gewalt, die allerdings bey Juden und Türken nicht angewendet werden dürfe, sey gegen die Evangelischen gar wohl anwendbar und erlaubt, da diese ja schon durch die Taufe Glieder der Kirche, dadurch ihren Gesetzen und Ordnungen, und ihrer Strafgewalt unterworfen, und verpflichtet seyen zu glauben, was die heilige katholische Kirche glaube. Es sey dieß sogar ein verdienstliches Werk, und den Irrenden selbst heilsam, also daß die katholischen Fürsten recht und löblich

handelten, wenn sie die Protestanten auf alle Weise zwängen.

Solche Aeußerungen, hin und wieder schon durch Thatsachen auf eine für die Evangelischen sehr empfindliche Weise bekräftigt, mußten bey diesen die gerechtesten Besorgnisse erregen, zumal die Katholischen jeden Schein von Recht für sich zu gewinnen wußten. Sie griffen den Religionsfrieden von einer Seite an, auf der er, dem Anschein nach, von den Evangelischen nur schwach vertheidigt werden konnte. Die katholischen Stände erinnerten, wie seit diesem Frieden so viele neue Secten und Partheyen aufgekommen, die in denselben keineswegs eingeschlossen gewesen, und sie konnten sich dabey auf die vielen verdrießlichen Streitigkeiten beziehen, die unter den Protestanten entstanden waren, und wirkliche feindselige Trennungen bewirkt hatten. Die Jesuiten ergänzten überdieß das, was die Stände aussprachen, und griffen den Frieden

noch tiefer an. Es sey derselbe nämlich für die Protestanten wesentlich auf das vor Kaiser und Reich übergebene, ungeänderte Augsburger Bekenntniß gegründet, auch den Reformirten nur als Augsburger Confessionsverwandten zugestanden worden. Nun aber habe man sich nicht nur Aenderungen in jenem Bekenntniß schon früherhin erlaubt, und es hielten Viele nicht zu dem ungeänderten; sondern man habe sogar ein neues symbolisches Buch aufgestellt, auf welches der Religionsfriede sich eben so wenig beziehen, als denen, die es angenommen, dieselben Rechte, die nur hinsichtlich der Augsburger Confession einstweilen zugestanden worden, versichern könne. Sie meinten die sogenannten (Concordien-) Eintrachts-Formel, durch welche die Evangelischen alle seit vielen Jahren die Gemeinde verwirrenden, die Gemüther verbitternden theologischen Streitigkeiten endlich beseitigen und die rechte Evangelische Eintracht herstellen

wollten; ein neues Bekenntniß allerdings, das aber das Augsburger nicht aufhob oder änderte, vielmehr es feyerlichst bestätigte, und das nur für die innern Verhältnisse der Evangelischen Gemeinschaft, nicht für die äußern und ihre Stellung im deutschen Reich Kraft und Bedeutung haben sollte. Die Evangelischen durften sich, ohne den Religionsfrieden zu gefährden, wohl befugt halten, in ihrem innern Kirchenthum die nothwendigen und zeitgemäßen Aenderungen einzuführen, die innern Feinde zu bekämpfen und die für die Herstellung der Ordnung dienlichen Maaßregeln zu treffen, wenn nur keine völlig neue, dem Augsburger Bekenntniß widersprechende Lehre eingeführt und die Gemeinde selbst zu verfassungswidrigen Schritten verleitet ward. Wirklich war durch die Eintrachtsformel das Verhältniß der Evangelischen zu den Katholischen auch im Kleinsten nicht verändert, und es bezog sich dieselbe einzig auf den

innern Frieden, der auch den äußern nur mehr befestigen sollte; sie war in den Hauptsachen um so weniger neu, als sie nur eine, für die Gemeinde selbst heilsame und vermittelnde Wiederholung des Augsburger Bekenntnisses seyn sollte.

Aber einen Vorwand, von dieser Seite den Religionsfrieden und die Sicherheit der Evangelischen anzutasten, fanden allerdings die Katholischen darinnen, daß die Eintrachtsformel wirklich Zwietracht und Spaltungen unter ihnen bewirkt hatte, die seit dem Jahr 1580, wo sie erschien, ruchtbar genug geworden. Abgesehen davon, daß die nichtdeutschen Evangelischen sie überhaupt nicht angenommen, war sie selbst von mehrern deutschen Ständen verworfen worden; Chursachsen und Churpfalz hatten sich darüber bitter entzweyt; auch andre lehnten sich dagegen auf, und so schienen wirklich die Evangelischen nicht mehr Eine Parthey, sondern viele Secten

zu seyn, denen man, was jener bewilligt worden, verweigern zu dürfen, sich wohl berechtigt glauben mochte. So mochten die Katholischen auch mit Grund rügen, daß die sogenannten Lutherischen ja selbst die Reformirten nicht mehr als ihre Glaubensgenossen anerkennten, und deßhalb zu bedenken geben, ob denn Kaiser und Reich noch verbunden seyen, Alles das zu halten, was nur in vorausgesetzter Einigkeit der Augsburger Confessionsverwandten, diesen allen bewilligt worden sey. Solche Ausstellungen konnten zwar die Beschwerden der Evangelischen nicht völlig entkräften, aber sie schienen ihnen doch einen Theil ihres Gewichts zu benehmen, und führten den Kaiser in die Versuchung, die Rechte der Evangelischen überhaupt zu bezweifeln, sie als hartnäckige Friedensstörer im Reich, wie die Katholischen sie darstellten, zu betrachten, und darum gegen sie schärfer und strenger zu verfahren, als jetzt zunächst seine Absicht war. Es

hätte kaum befremden dürfen, wenn das Reichsoberhaupt sich befugt geglaubt, alles aufzubieten, um im ganzen deutschen Reich den ersehnten allgemeinen Frieden durch die Wiederherstellung der Einen allgemeinen Kirche und Vernichtung aller von derselben getrennten Partheyen zu bewirken, darum eine Gewalt zu brauchen, deren sich ja selbst einzelne protestantische Fürsten über ihre Unterthanen anmaaßten, wenn sie, je nachdem sie selbst dem Lutherthum oder der Calvinischen Lehre huldigten, bald zu jenem, bald zu dieser ihre Länder nicht etwa umstimmten, sondern recht eigentlich gebieterisch und ganz unevangelisch hintrieben. Daß das Unrecht Einzelner nicht zu Gewaltthaten gegen eine ganze Gemeinschaft berechtige; daß der Mißbrauch landesherrlicher Rechte eines Reichsstandes am wenigsten den Kaiser ermächtige, seine größere Macht zum Nachtheil vieler zu gebrauchen; daß es tief unter der Würde des obersten Herrschers

des deutschen Reiches sey, die eigne Ungerechtigkeit mit den Verirrungen eines Fürsten, gegen dessen die Freyheit, Sicherheit und die Gewissen kränkende Maaßregeln die Unterdrückten zu schützen, er berufen war, schmählig zu beschönigen; daß er gerade, wenn auch Alle an Recht und Gerechtigkeit gefrevelt hätten, beyde aufrecht erhalten mußte; — wie leicht konnte dieß im Sturm der aufgeregten Leidenschaften, in den traurigen Verwirrungen aller Vernunftbegriffe, den schnöden Entstellungen aller Rechtsansprüche, der Kränkung aller gesunden Gerechtigkeitsgefühle, unter den spitzfündigsten und verführerischsten Mißdeutungen der natürlichsten Verhältnisse, gänzlich vergessen werden! — Auch ist es nochmals, wie früher, oft vergessen worden; und es kann dieß selbst weniger anstößig seyn, als daß sogar in den neuesten Zeiten, da Vernunft und Mäßigung an die Stelle der Leidenschaft getreten seyn, und der Geist christlicher Liebe entbundner und darum

stärker den finstern Geist verfolgenden Hasses überwunden haben sollte, versucht worden, dieses Vergessen zu entschuldigen, ja zu rechtfertigen! — Wenigstens scheute man sich noch zur Zeit des Matthias, so ganz umzukehren den alten deutschen Rechtsgrundsatz *): „daß jeder Erbbelehnte Herr bey seinen Unterthanen eben dasjenige thun mag, was der Kaiser im ganzen Reich Macht hat.“ Selbst wenn man den erst später schlechterfundenen und schlechter vertheidigten Grundsatz **): „daß, wer Gewalt hat über das Land, auch Gewalt habe über das Bekenntniß;“ in der ungebührlichsten Ausdehnung auf den Kaiser anwenden wollte, könnte man ihm nicht das Recht beymessen, über den Glauben aller Stände und ihrer Unterthanen, nach eigner

*) „Quemlibet principem in territorio suo tantum posse, quantum Imperatorem in universo Imperio.“

**) „Ejus est religio, cujus est regio!“ —

Willkühr zu entscheiden, und die Gewissen zu binden und zu kränken. In Beziehung auf die kirchlichen Angelegenheiten hatte auch von den frühesten Zeiten her, der Kaiser nie eine willkührliche Macht gehabt, sondern sie waren immer vom gesamten Reich abhängig gewesen, wie sie es auch seyn mußten, und der Kaiser hatte dieselben nur Namens des Reichs, und unter dessen Zustimmung und Beypflichtung verhandelt und geordnet. — Zum Glück wagt' es auch Kaiser Matthias noch nicht, dem feinen Rath zu folgen, den schon 1581. auf dem Reichstag zu Augsburg ein Jesuit gegeben *): „daß der Kaiser, um Deutschland zu erretten, sein Recht gebrauchen, und Luthers Anhänger durch

*) Qua ratione queat Germania salva manere
Suscipe consilium, lector amice, meum.
Utere jure tuo Caesar, servosque Lutheri
Ense, rota, ponto, funibus, igne neca.

Schwerdt, Rad, Wasser, Stricke, Feuer vernichten solle!"

Zu den wichtigsten und verfänglichsten Beschwerden, welche die Katholischen denen der Evangelischen entgegenstellten, gehörte endlich die, daß Letztere nicht nur die geistlichen Orden belasteten, sondern auch überhaupt die geistlichen Stiftungen nicht dem Religionsfrieden gemäß behandelten. Sie durften sich auch hier auf wirkliche Thatsachen berufen, deren Beweiskraft die Evangelischen kaum abzuläugnen vermochten. Zwar hinsichtlich des geistlichen Vorbehalts, (reservatnm ecclesiasticum) Kraft dessen den katholischen geistlichen Fürsten und Ständen der Uebertritt zur Evangelischen Parthey für ihre Person unverwehrt seyn, aber der unmittelbare Verlust ihres Amtes und Standes und all ihrer Pfründen damit verbunden seyn sollte, konnten die Evangelischen sich wohl gerechtfertigt halten, da derselbe gleich Anfangs von ihnen bestritten,

auch den Friedensartikeln nur als ein nicht völlig erörterter und entschiedener Punkt einverleibt worden war, über den jedoch die Katholischen unter Zustimmung des Kaisers streng hielten. Wenn dagegen die Protestanten sich daran nicht gebunden wähnten, und dieß durch die That bezeugten, so durften sie sich darauf berufen, daß sie jenen Grundsatz nie wirklich anerkannt hätten, und daß darauf auch keine Anklage gegen sie gegründet werden könne. Doch hatten sie hier immer den Rechtsgrundsatz gegen sich, daß wer die Pflichten und Obliegenheiten eines Amtes nicht mehr zu erfüllen bereit ist, ja in der That das Amt, in dem Maaße, wie er es übernommen, aufgiebt, auch den Einkünften, Rechten und Begünstigungen desselben entsagen müsse. So schien es auch am Tag zu liegen, daß die geistlichen Fürsten und Stände ja nicht blos in ihrem Verhältniß zum Reich, sondern auch in dem zur Kirche zu betrachten seyen, und für

diese zunächst Amt und Pfründe hätten. Die Evangelischen widerstritten aber fortwährend diesen Ansichten, überzeugt, daß in Sachen der Religion eben das Religiöse das Höchste, zunächst zu beachtende sey, daß die Gewissensfreyheit allen zustehen und keinem durch harte Bedingungen gekränkt werden dürfe. Wenn aber über diesen Punkt von beyden Seiten Zweifelsgründe überblieben, die nicht so leicht zu heben waren, so schien der andre Vorwurf, daß die Evangelischen mit den geistlichen Gütern nicht dem Religionsfrieden gemäß verfahren, desto wahrer. Wirklich hatten sie die nach dem angenommenen Normaljahr bestimmte Gränze überschritten, noch mehrere Stifter eingezogen, und nicht allen Erlös der säcularisirten, der Bestimmung gemäß, zum Unterhalt der Geistlichen, Kirchen und Schulen, vielmehr Manches zu ungehörigen Zwecken verwendet, anderes, wie es schien, als Kammergut verwalten lassen. Nicht alle Evangeli-

sche waren dem würdigen Beyspiel gefolgt, das die Churfürsten von Sachsen, seit der Reformationszeit, zuletzt noch Moritz und August gegeben; manches war willkührlich behandelt, manches allmählig verwirret und zu Grund gerichtet, manches gänzlich seinem Zweck entzogen worden, und es lastete in dieser Hinsicht ein nur zu gegründeter Vorwurf auf einzelnen Evangelischen Ständen. Wenn aber ein Vertrag volle Gültigkeit nur dann behält, wenn von beyden verglichenen Partheyen alle einzelnen übernommenen Verpflichtungen eben so streng erfüllt, als die gewonnenen Rechte behauptet werden, so kann man nicht läugnen, daß auch die Protestanten den Religionsfrieden nicht ganz unverbrüchlich gehalten, und in so fern auch alle die unseligen Folgen, die für Deutschland aus der Verletzung desselben erwuchsen, mit verschuldet haben. Und weil von beyden Seiten der Vertrag schon gebrochen war, und jede von den vertrags-

widrigen Schritten der andern Vorwand genommen hatte, selbst noch weiter zu gehen; weil von keiner Seite eine willige Annäherung, die auch Opfer nicht scheute, eine, wenn sich's um das Höchste stritt, durch keine irdischen selbstsüchtigen Absichten getrübte und gehemmte Friedensliebe sich zeigte, daß somit ein neuer Vertrag, der die beyderseitigen Rechte neu begründet und die Eintracht hergestellt hätte, nicht zu erreichen war; so blieb auch nach diesem Reichstag keine andre Entscheidung übrig, als die blutige des Schwerdts, die als ein Gottesurtheil gelten mochte.

Die Protestanten hatten gedroht, den Reichstag alsbald zu verlassen, dafern nicht vor allen ihre Beschwerden erörtert würden; sie hatten, als die Katholischen, auch ohne sie, in den Verhandlungen fortfuhren, dagegen feyerlichst protestirt; durch ihren Angriff auf die Entscheidung durch Stimmenmehrheit noch mehr jede etwa

mögliche Vergleichung schwierig gemacht, und so bescheiden, gemäßigt und würdig sie in ihren Vorträgen an den Kaiser zu diesem sprachen, doch fest und entschlossen auf ihren einmal ausgesprochenen Forderungen bestanden, auch jede Art von Bewilligung, vor Entscheidung ihrer Sache, unbedingt abgelehnt. Als nun Alles, was sie redeten und thaten, fruchtlos blieb, ihren Beschwerden auch die billigste Rücksicht nicht gegönnt ward, widersprachen sie förmlich der von den Katholischen bewilligten Hülfe gegen die Türken, und verließen den Reichstag, nach zurückgelassener feyerlicher Protestation gegen den (am 22. October 1613. ausgefertigten) Reichstagsabschied, in welchen gleichwohl die Katholischen die Namen der protestantischen Fürsten, als Mitunterzeichnete, eigenmächtig aufnahmen.

Also endete dieser Reichstag, auf den Matthias so große Hoffnungen gegründet, bey dem er selbst einen so geneigten Willen und die friedlichsten

Absichten gezeigt, oft mit Mühe seinen Unwillen unterdrückt, öfters seine Verlegenheit kaum verborgen hatte. Noch war er allen gewaltsamen Maaßregeln feind; er wies die Katholischen mit ihren feindseligen Plänen, so lange er noch friedlichern Ausweg hoffte, zurück; er wollte die Ligue nicht begünstigen, noch weniger sich ihr anschließen, vielmehr sie eben sowohl, wie die protestantische Union auflösen, und alle Spaltung vernichten. Das Scheitern seiner Hoffnung, das Mißlingen seiner wohlgemeinten Pläne erbitterte ihn. Größere Erbitterung brachten alle Stände von dem Reichstag zurück. Es war auf lange Zeit der letzte, da erst nach 27. Jahren (1640.) ein neuer gehalten ward, unter noch traurigern Verhältnissen!

Die Stimmung, welche im Jahr 1616. in Deutschland herrschte, konnte durch nichts so anschaulich gemacht werden, als durch die Rückweisung auf diesen Regensburger Reichstag.

Eintracht und Friede, selbst die Hoffnung auf bessere Zeiten waren unrettbar verloren; die Gemüther der meisten gründeten schon alle ersehnte Hülfe auf den offenen Kampf, in welchem alle erzwingen wollten, was Keinem gütlich zugestanden ward, und selbst die, welche den innern, den Bruderkrieg scheuten, fürchteten, haßten, auch sie gewöhnten sich, ihn als unvermeidlich zu betrachten. Die Fremden sahen indeß dem traurigen Kampf zu, auf denselben selbstsüchtige Hoffnungen gründend, und nur die deutschen Fürsten und Stände schienen es kaum zu bemerken, daß „die Zwietracht im Reich das offene Thor sey für die eindringenden Feinde." Es kann mit keinen wahrern und treffendern Zügen die damalige Verstimmung Deutschlands geschildert werden, als mit den Worten, die wir in einem, bald nach dem dreyßigjährigen Krieg gedruckten Buch finden *): „Da die allzugroße

*) „Dum enim nimia libertas luxuriari inciperet,

Willkühr überhand zu nehmen begann, und wenige gefunden wurden, die die Mäßigung der gewaltsamen Uebereilung, den Frieden dem Unfrieden vorzogen; dazu für alle Beschwerden und Klagen keine Vermittlung gesucht ward; mußt' es Jedem einleuchten, daß, während die Feindschaft der Ligisten und Unionisten täglich sich stär-

paucique essent, qui media prae abruptis, quietar prae turbidis malebant; ad hoc, gravaminibus et querelis remedia non quaererentur; nemo non videbat, gliscente in dies Ligistarum et Unionistarum factione, Germaniam bellis civilibus in exitium ruituram, id ipsum agentibus externis, qui partium studia callide promovebant, ut gens potentissima intestinis motibus divisa obnoxium proximis latus aperiret; longaeque libertatis licentia concideret, quando ejus modum quivis usurparet perinde atque opum copia suppetebat, id juris in alium postulando, quod in se ipsum concedebat nemini."

Phil. Andreae Burgoldens. Discursus ad instrum. Pac. Osnabrugo-Munasteriensis p. 63.

ker entflammte, Deutschland durch bürgerliche Kriege in sein Verderben stürzen werde, indem die Fremden, die den Partheygeist listig nährten, dahin wirkten, daß das mächtigste Volk, durch innere Unruhen getheilt, eine verwundbare Seite den Nachbarn öffne, und der langen Willkühr Zügellosigkeit ein Ende nehmen müsse, weil jeder, so weit sein Vermögen reichte, ihr Uebermaaß an sich riß, das Recht über den Andern fordernd, das er über sich selbst Keinem einräumte." —

Drey Feinde waren es, die damals das Vaterland besonders zu scheuen hatte, gegen die es, mit einträchtigem Geist, alle seine Kraft und Weisheit richten mußte, — die Türken, Franzosen und Spanier. Nicht durch Staatsklugheit, aber desto mehr durch einen noch immer begeisterten Kampf, durch immer sich erneuende Angriffe gefährdeten die Türken die Sicherheit und den Frieden Deutschlands,

das noch nicht aufgehört hatte, vor ihnen zu zittern, in den öffentlichen Gebeten aller Gemeinden Gott um Schutz und Hülfe gegen dieselben anrief, und Gut und Blut aufwenden mußte, die vaterländischen Gränzen, den heimischen Heerd, und des Lebens theuerste Güter gegen sie zu vertheidigen. Auch in Hinsicht dieses gefährlichen Feindens war die Spaltung im Reich, der innere Unfriede, der alle gemeinsamen, kräftigen Maaßregeln hemmte, ja unmöglich machte, ein beklagenswerthes Uebel, um so verderblicher, als es noch mehr genährt ward durch die unvermeidlich immer wiederholten Anträge auf eine Hülfe aller Reichsstände; die in der Verweigerung dessen, was sie, nur zu sehr, als eine eigennützige Forderung des Kaisers für seine Erbstaaten, einseitig und beschränkt ansahen, und in der Verlegenheit, die ihn nöthigte, in Vielem nachzugeben und vieles zu übersehen, um den unentbehrlichen Reichsbeystand zu gewinnen, an Muth zu grö-

ßerer Widersetzlichkeit, an Selbstsucht und Absonderungslust zunahmen. Ward Ungarn, das Bollwerk der österreichischen Provinzen gegen die Ottomannen, von diesen angegriffen, so war es auch Oesterreich, somit Deutschland selbst. Aber im Innern des Reichs war man schon so in der Meinung und Wirklichkeit getheilt, daß man viel gleichgültiger, deutsche Provinzen angegriffen sah, und den Angegriffenen, leicht, wie die Väter es nicht gethan, seiner Selbstvertheidigung überließ.

Kaiser Matthias hatte auch nach dem Regensburger Reichstag, der ihm fast alle Hoffnung auf eine thätige Mitwirkung der Evangelischen gegen die Türken benahm, Muth zu einem Krieg gegen dieselben, wenn nur seine Landstände in den verschiedenen Theilen der Erbstaaten mit größerer Ergebenheit und stärkeren Bewilligungen ihn unterstützten. Aber auch hier stand die traurige Religionsspaltung, mehr noch

das Mißtrauen, welches die Fehlgriffe und die Unbeständigkeit der Regierung in den evangelischgesinnten Ständen und Unterthanen erweckt hatten, stand nun schon die offenbare Verschiedenheit seiner jetzigen Gesinnung von seiner frühern, (zur Zeit, da er nach der Herrschaft strebte,) seinen Wünschen und Anträgen entgegen. Schon hegten die böhmischen, österreichischen und ungarischen Evangelischen Verdacht gegen sein Wohlwollen, und seine Aufrichtigkeit; gemeinsamen Schutz gegen Gewissenszwang und Unterdrückung suchten sie in einer eingeleiteten engern Vereinigung; die Stände keiner Provinz wollten ohne Zuziehung aller übrigen etwas berathen oder bewilligen, und so ungern der Kaiser mit seinen Räthen sich entschloß, die Gefahr zu wagen, die mit einem allgemeinen Oesterreichischen Landtag verbunden schien, wodurch nur das gemeinsame Verfahren aller Stände gegen des Kaisers Pläne und Absichten befördert wer-

den konnte, so nöthigte doch die drängendere Gefahr, die von Siebenbürgen aus zu drohen schien, einen solchen allgemeinen Landtag 1614. nach Linz auszuschreiben, wo der Kaiser mit allen Zeichen seiner Würde, und allem, was Ehrfurcht einflößen konnte, erschien. Aber auch hier scheiterten seine Vorträge und Bemühungen; er fand hier nicht soviel Willfährigkeit, als die katholischen Reichsstände doch bewiesen hatten, und sah, wenn die Türken hereinbrachen, keine Hülfe, keine Rettung, während der Waffenstillstand sich schon zum Ende neigte, und Böhmen in unruhiger Bewegung, Ungarn trotzig und widerspänstig war. Da kam der Feind selbst ihm in der Noth, in der die Freunde und Unthanen ihn verließen, zu Hülfe. Die Türken selbst suchten eine Erneuerung des Waffenstillstandes, der 1615. auf fernere zwanzig Jahr verlängert und bekräftigt ward. Dieser neue Vertrag ließ zwar Siebenbürgen in Beth-

len Gabors, und durch ihn in der Türken Gewalt, diese aber gaben Alles, was sie in Ungarn noch besetzt hielten, wieder zurück. So fühlte beym Anfang des Jahres 1616. der Kaiser und das Reich sich wenigstens von dieser Seite gesichert.

Zwey andere Feinde fürchtete Matthias weniger; aber viele Deutsche sahen nicht ohne Besorgniß auf sie hin. Zwar Frankreich war für den Augenblick nicht so gefährlich, obwohl noch nicht vergessen seyn konnte, welche übermüthige Absichten das eitle Volk gehegt, und wohl nur aufgeschoben, nicht aufgegeben hatte, auch französische Heere noch — (freylich von Reichsfürsten selbst herbeygerufen!) theils die Gränzen bedrohten, theils auch innerhalb derselben verweilten. Wäre die französische Staatskunst jetzt weniger im Innern beschäftigt gewesen, und von einem unternehmenden Fürsten geleitet worden, so konnte sie Deutschland um so verderblicher wer-

den, als viele Reichsfürsten geneigt waren zu glauben, sie habe nur Pläne gegen das Haus Oesterreich, nicht gegen das Reich, wolle nur jenes in seiner alten Macht, die ihm stets ein Dorn im Aug' gewesen, beschränken, und eine andre Kaiserfamilie erheben. In diesem Wahn traten sie selbst gern mit dem versteckten Gegner in Verbindung, und es war nicht ihr Verdienst, wenn derselbe im nächsten Augenblick nichts Verderblicheres gegen das Reich unternahm, wohl aber ihre Schuld, wenn bald nachher Frankreich auf eine Weise in die deutschen Angelegenheiten eingriff, die dieselben noch tiefer verwirrte, den Verfall der Reichsverfassung und des innern Wohlstandes beschleunigte, und einen so gebieterischen Ton annahm, daß, weil derselbe geduldet und ertragen ward, eben so sehr der Fremden Uebermuth genährt, als des Reiches alte Ehre gekränkt werden mußte.

Groß und allgemein war zu dieser Zeit die

Furcht in Deutschland, weil die Liebe erkaltet war (die Liebe der Gerechtigkeit und Freyheit, des Vaterlandes und der Landesgenossen;) die die Furcht verbannt hätte. Am meisten aber ward jetzt Spanien gefürchtet, dessen Absichten zwar auch viele Katholische mißtrauten, von dem jedoch das Schlimmste zu erwarten, besonders die Evangelischen sich berechtigt glaubten. Spaniens Macht war noch immer groß und für Andre gefährlich; seine Staatsklugheit glaubte man, wenn auch nicht ganz, doch so weit zu durchschauen, daß die Aufforderung, sich gegen dieselbe zu waffnen, nahe genug lag; ein finstrer Geist herrschte in der Regierung und am Hofe, in den zahlreichen Klöstern und der mächtigen Klerisey, nicht minder im Volk. Nirgend war die Feindschaft gegen das Reformationswerk und die Evangelischen größer und bittrer, als dort, und alle Einmischung der Spanier in die Reichshändel schien zunächst nur die Unterdrü-

ckung der Protestanten, die Vernichtung der neuen Gemeinde zu beabsichtigen. Mit Schmerz und Angst und Furcht sahen daher die unirten und correspondirenden Stände, daß die Spanier, durch den bösen Jülichschen Erbfolgestreit *) herbeygelockt, noch immer festen Fuß im Reich behielten, in Niederwesel sich noch stärker befestigten, und einen in der That höchst gefährlichen Einfluß im Reich gewannen. Wirklich machten sie die Spaltung und Trennung der Stände noch größer, weil die Evangelischen sich überzeugt hielten, daß die Katholischen selbst sich der Spanier gegen sie bedienen wollten. Dieser Verdacht ward dadurch befestigt, daß die katholischen Stände, während die Evangelischen wiederholt über die Anwesenheit der Spanier klagten und ihren Abzug forderten, jene zu billigen, diesen zu hintertreiben schienen, und nur

*) s. oben S. 71. folgd.

über die Holländer Beschwerden führten, deren Gegenwart und Anmaaßung hinwiederum von der Union nicht angefochten ward. Es konnt' auch nicht verborgen bleiben, daß die katholischen Stände, besonders die geistlichen, wiederholt den Kaiser mit der Aufforderung bestürmten, ernstere und nachdrücklichere Maaßregeln gegen die eingerissenen Unordnungen im Reich, (sie meinten die von den Evangelischen, nicht die auch von ihnen verschuldeten,) zu ergreifen, und selbst den König von Spanien aufzufordern, daß er dazu die Hand böte. Es war ihnen im höchsten Grad verdrießlich, daß der Kaiser, so sehr der von ihnen gestimmte Erzherzog Maximilian in ihn drang und alle Schreckbilder ihm vorhielt, noch immer zu keinen entscheidendern Schritten bewogen werden konnte. Aber dieß mochte die Protestanten keineswegs beruhigen.

Die gerechten Besorgnisse derselben wurden noch dadurch vermehrt, daß Spanien, schon

seit Ferdinand I. mit Oesterreich entzweyt, nachdem bereits unter Rudolph II. eine Annäherung statt gefunden, sichtbar eine Aussöhnung suchte, die geheime Absichten verrieth. Diese entwickelten sich immer mehr. Am spanischen Hof war der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich-Gräz erzogen worden, und es wurden schon Einleitungen gemacht, diesem die Thronfolge in den Oesterreichischen Erbstaaten und im Reich zu versichern. Die Evangelischen erinnerten sich, daß die Spanier auch an den Unruhen, die Matthias gegen Rudolph erregte, wie man wenigstens glaubte, Antheil gehabt, und konnten nun von den neuen Anschlägen nichts Gutes erwarten. Schon unter Rudolph war das Gespenst einer spanischen Universalmonarchie im Reich umgegangen, und man behauptete, der Kaiser habe nur um ein Gegenwicht gegen die Anmaaßungen der Spanier zu begründen, den Evangelischen, gegen den

Wunsch der Katholischen, Manches bewilligt. Unverstellt neigten die katholischen Stände sich eben so sehr jenen Fremden zu, wie die Protestanten dieselben verabscheuten, und die Namen: spanische und antispanische Parthey, hatten schon eine tiefe Bedeutung gewonnen. Beyde beschäftigte die Sorge für die Thronfolge nach Matthias Tod, und die entgegengesetzte Neigung beyder reizte beyde immer stärker auf.

Von sechs Söhnen, die Maximilian II. hinterlassen, lebten außer Kaiser Matthias nur noch die beyden Erzherzöge Maximilian und Albert. Diese schienen so wenig nach der Herrschaft der österreichischen Erbstaaten, als nach der Kaiserwürde zu streben, und wurden leicht bewogen, förmlich darauf Verzicht zu leisten. Dann hatte die erste Anwartschaft die Steyermärksche Erzherzogliche Linie, deren Haupt, Maximilian Ernst im Jahr 1616. unbeerbt starb. Die Nächsten nach

ihm waren Ferdinand und Leopold von Steyermark-Gräz, und da letzterer Bischof von Strasburg und Passau geworden, jener aber für die weltliche Regierung erzogen war, auch schon zwey Söhne hatte (1608. und 1614. geboren;) so galt er in Oesterreich als der muthmaßliche Thronerbe. Denn obwohl auch die spanische Linie durch Anna, der Tochter Kaiser Maximilians II. und Mutter des Königs Philipp III. Ansprüche hatte, so standen sie doch dem Recht der männlichen Nachkommenschaft nach, und zum Ueberfluß entsagt' ihnen der König, doch nur zu Gunsten Ferdinands, des spanischen Schützlings, auf den die Katholischen hofften.

Die neuen Verhandlungen über die Erbfolge in Oesterreich, allerdings auch eine hochwichtige Reichsangelegenheit, gehören zu den bedeutendsten Vorfällen des Jahres 1616. Im österreichischen Hause war Alles in unruhiger Bewe-

gung. Erzherzog Maximilian bewies eine außerordentliche Geschäftigkeit, als sey eine drohende Gefahr von seiner Familie abzuwenden, oder als könne er nicht schnell genug, von der etwa möglichen Uebernahme der für andre so lockenden, von ihm gefürchteten Regierungslast befreyt werden. Er meint' es redlich mit seinem Hause, haßte die Verwirrungen und Unbilden eines fürstlichen Erbstreits, scheute die drohenden Zeichen der Zeit, fürchtete die Evangelischen, sorgte für die Sicherheit und das Wohl der alten Kirche, wie des Staats. Die katholischen Reichsstände drangen in ihn, für den wahrscheinlich nicht fernen Tod des Kaisers, die nöthigen Anordnungen zu treffen. Spanien betrieb die Sache mit ungeduldiger, nur zu sichtbarer, darum Vielen verdächtiger Hast, galt jedoch bey dem Erzherzog als wohlmeinend, wenigstens in dieser Angelegenheit. Aber nicht so leicht ward für diese Angelegenheit Kaiser Mat-

thias gestimmt, der wiederholt mit einem abschreckenden Unmuth sie von sich wies. Schmerzlich, obwohl ihm mehr Schonung und Achtung zu Theil ward, als er in gleichem Fall seinem Bruder bewiesen, mochte sie ihn an seine Ungerechtigkeit und Versündigung, an den Streit mahnen, den er früher sich zu Gunsten erweckt hatte, und der nun leicht, zu gerechter Vergeltung, gegen ihn sich richten konnte, weßhalb er gern den verdrießlichen Handel ganz unterdrückt hätte. Dazu mocht' er ungern von außen noch stärker an seine Hinfälligkeit erinnert seyn, die sein körperliches Gefühl ihm ohnehin schon empfindlich genug vorhielt. Maximilian aber ließ nicht ab, ihm die Verwirrung, in die er die Oesterreichischen Erbstaaten und das Reich durch eine verzögerte Entscheidung über die Nachfolge stürzen müsse, und die eigne, unter so vielen Partheyungen drohende Gefahr, vor Augen zu halten, daß Matthias sich allmählig an

den Gedanken, seinen Nachfolger schon bestimmt zu sehen, gewöhnte, und endlich selbst durch die unruhigen Bewegungen, die allenthalben das bloße Gerücht von den Verhandlungen über diesen Gegenstand, veranlaßte, zu dem Entschluß gebracht ward, nun selbstthätig die Sache zur Entscheidung zu bringen. Er ging endlich auf den Vorschlag ein, dem Erzherzog Ferdinand die Thronfolge zu sichern. Aber viele Schwierigkeiten standen entgegen; die Stände der österreichischen Erblande hatten eben soviel Bedenken, als die Reichsstände, weil Ferdinand nirgend Vertrauen erworben hatte. Selbst die Katholischen liebten ihn nicht, und mochten ihn nur als Werkzeug zur Unterdrückung der Evangelischen begünstigen. Diese widerstrebten ihm desto bestimmter und beharrlicher, fürchteten seine Herrschsucht, seinen leidenschaftlichen Eifer für die Römische Kirche, seine enge Verbindung mit Spanien, und sahen in seiner Erhebung ihren

Untergang. Früher hätte Matthias ihre Weigerung zum Vorwand gebraucht, das ganze Wahlgeschäft zu verschieben; jetzt, da er einmal darauf eingegangen war, bestimmte sie ihn, um so nachdrücklicher es zu betreiben und sein Ansehen zu behaupten.

Zum Unglück war ein Gutachten, welches der Erzherzog Maximilian in dieser Angelegenheit dem Kaiser, auf dessen Verlangen, (im Februar 1616.) übergeben hatte, in einer, wahrscheinlich ächten Abschrift, bekannt geworden. Dieses reizte und empörte die böhmischen Stände, die darinnen ihr Wahlrecht angefochten glaubten, weil ihr Land als ein Erbreich behandelt ward, und mehrere von den Evangelischen Reichsständen fanden darinnen nicht minder eine Verletzung der Verfassung, weil das Wahlrecht der Churfürsten in der vorgeschlagenen Ernennung durch den Kaiser, offenbar beeinträchtigt war. Maximilian hegte den Verdacht, daß,

da wahrscheinlich einer der geheimen Räthe des Kaisers das Gutachten heimlich verbreitet hatte, der Cardinal Clesel, um die Bestimmung der Thronfolge zu hintertreiben, dasselbe an den Churfürsten von der Pfalz gebracht habe, und Clesel rechtfertigte sich, ohne den Verdacht zu überwinden. Churpfalz suchte die Union und alle Evangelische aufzuregen, und zu entschlossenen Maaßregeln gegen die nahe, nicht geringe Gefahr zu bestimmen. Chursachsen aber schien sich nicht überzeugen zu wollen, daß das Gutachten ächt, und die Gefahr wirklich vorhanden sey; es lehnte alle Gegenwirkung von sich ab, und lähmte auch den Entschluß der Uebrigen. Die Kälte und Gleichgültigkeit, mit welcher der pfälzische Abgeordnete am Dresdner Hof aufgenommen ward, bezeugte, wie wenig von diesem in der gemeinsamen Angelegenheit zu hoffen sey. Kaum ließ er sich ein wenig aus seiner Ruhe aufwecken, und mochte weder

durch Ferdinand und dessen Pläne, noch durch Spanien die Sicherheit des Reichs gefährdet glauben, ja es schien, als fürcht' er minder die Katholischen, als das Haupt der Union, das ihm wegen seines reformirten Bekenntnisses fast verhaßter war. Vergebens waren alle Vorstellungen, wie dieser in Spanien erzogene, mit Spanien so eng verbundene Ferdinand, nur eine völlig unumschränkte, alle Freyheit vernichtende, das Reich erniedrigende Gewalt suche, wie er schlechthin nur Einen Glauben anerkenne, und nicht ruhen werde, bis die Evangelische Gemeinde aufgelöst sey; vergebens die mehr, als wahrscheinliche Versicherung, daß er in einem geheimen Vertrag, den Spaniern, zum Lohn für die ihm geleistete Hülfe, das Elsaß und alle österreichische Vorlande schon abgetreten habe; vergebens die Erinnerung, daß in Maximilians Gutachten sogar von Rüstungen die Rede war, die das Wahlgeschäft fördern und

entscheiden sollten. Churpfalz konnte, in Einverständniß mit einigen wenigen, gerade nur kleinern evangelischen Ständen, die Wahl Ferdinands zum deutschen König verzögern, nicht verhindern, obwohl sie nicht sogleich zu Stand kam.

Matthias, der die schon in diesem Jahr wiederholt ihm empfohlene Reise nach Dresden, wo man die deutsche Königswahl durchzusetzen hoffte, noch immer aufschob, (erst 1617. verstand er sich dazu!) wendete sich zunächst zu den Böhmen, unter denen die katholischen Stände leicht auf seinen Plan eingingen, die zahlreichen Evangelischen ihn nicht zu hintertreiben vermochten. Zwar eiferten sie stark gegen die Bedingung, welche die Spanier bey ihrer Entsagung gemacht, daß denselben, wenn Ferdinands männliche Erben ausgingen, die Thronfolge, auch in Böhmen, versichert bleiben sollte, (wie aus der ebenfalls bekannt geworde-

nen Urkunde erhellte;) auch über die Form, in der man ihnen Ferdinand zum König antrug; aber sie konnten sich nur, für den künftigen Regierungswechsel, die wiederholte Bestätigung und Bewährung ihrer Rechte und Privilegien vorbehalten; die Wahl ward, wie groß auch ihre Abneigung und Besorgniß war, schnell genug vollzogen. Bald zeigte sichs, wie gegründet ihre Furcht gewesen. Ferdinand, der zwar gelobt hatte, so lange Matthias lebe, sich jeder Einmischung in die Regierung Böhmens zu enthalten, (von welcher Verbindlichkeit der Papst ihn losgesprochen haben soll!) — war kaum (Jun. 1617.) zum König gekrönt, als er die Bedrückungen der Evangelischen zu begünstigen und unterstützen anfing, und seine Gesinnung kaum noch verbarg.

Indessen hatte nicht der spanische Hof allein sich in die Angelegenheit der deutschen Königswahl gemischt. Ein so zwieträchtiges Reich war

allen Anmaaßungen und Eingriffen der Fremden Preis gegeben, und die verschiedenen Partheyen wendeten sich hierhin oder dorthin, um mit Hülfe ausländischer Macht, eigne Gefahr, wahre oder eingebildete, abzutreiben, persönliche Sicherheit und Schutz zu gewinnen. England, Frankreich, die Niederlande, auch die kleinern italiänischen Staaten blieben nicht müßige Zuschauer, und suchten eine andre Wahl als die, welche Spanien wollte, der Papst begünstigte, zu bewirken; die Venetianer scheuten weder Mühe noch Kosten, um Ferdinand zu verdrängen; so schienen die Fremden eigentlich die Wählenden, und des Reiches Wahlfürsten nur ihre Werkzeuge und Willensvollstrecker zu seyn. Selbst Matthias, von seinen Umgebungen abhängig, zu kurzsichtig, um die Pläne anderer Höfe zu durchschauen, leistete nur schwachen Widerstand gegen verderblichen Einfluß.

Immer größer wurden von nun an die Besorgnisse der meisten Evangelischen, und so viele schmerzliche Erfahrungen ihrer Glaubensgenossen, die unter katholischer Herrschaft standen, ließen unverkennbarer das Aeußerste fürchten. Nachdem im Jahr 1616. Thurzo, der Evangelische Palatinus von Ungarn gestorben, wurden dort ihre Rechte und Freyheiten noch bitterer gekränkt, und Peter Pázmány, Erzbischof von Gran, ein wüthender Verfolger aller Nichtkatholischen, schien, unter höherer Genehmigung, an ihrer Ausrottung zu arbeiten. Für so bittere Erfahrung war es den übrigen Protestanten ein schwacher Trost, daß der Erzbischof von Spalatro und Primas von Dalmatien und Croatien, Marcus Antonius de Dominis sich in demselben Jahr, zur Gemeinschaft der Englischen Kirche bekannte, und in kräftigen Streitschriften die Katholischen und den Papst angriff. Von andern Seiten schien desto bedenk-

licher die Römische Kirche in Heilung der Wunden, welche die Reformation ihr geschlagen, in Ersetzung des großen Verlustes, den sie erlitten, die glücklichsten Fortschritte zu machen.

Die Jesuiten, die Stützen und Träger des Papstthums, die immer geschäftigen, alles durchschauenden, feingewandten Werkzeuge der Römischen Kirche, bildeten einen für die Evangelischen, denen sie als ein mächtiges Gegengewicht gegen das ganze Werk und alle Frucht der Reformation erscheinen mußten, wahrhaft furchtbaren Verein, der seine tausend Arme über alle Völker ausbreitete, einen üppig aufwuchernden Stamm, der seine Wurzeln und Zweige tief, und je verborgener desto einflußreicher, in alle Verhältnisse des Lebens verflocht. Geschaffen, wie man sich überzeugen mußte, um die Hierarchie mit allen Waffen zu vertheidigen, sie auf jegliche Weise zu befestigen, hegte dieser Orden einen gränzenlosen Haß gegen alles Protestantische,

und jedes Mittel dünkt' ihm erlaubt, die neuen Gemeinden, die er der Ketzerey zu zeihen nie aufhören konnte, zu vernichten. Die Stimme der Vernunft, der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit, der Religion mußte verstummen vor dem Geist einer aufs innigste verbundenen Gesellschaft, die einmüthig Einen Zweck wollte, allenthalben denselben verfolgte, und ihn über alle göttlichen Gesetze zur Richtschnur ihrer Handlungen machte. Die Evangelischen sahen in ihr ein Ungeheuer, das mit zahllosen Augen und spähendem Blick jeden ihrer Schritte belauerte, mit Verschlagenheit, oft unsichtbar sie umging, und in unbewachten Augenblicken, oder wenn irgend eine günstige Gelegenheit dem Angriff sich darbot, stark und Verderbenbringend ihnen entgegen trat. Durch alle Evangelische Länder herrschte soviel Haß gegen diesen Orden, als Furcht vor ihm; der bloße Gedanke der Möglichkeit ihrer Einmischung vernichtete alles gegenseitige Ver-

trauen, alle freundlichere Annäherung, unter den Landesgenossen, und selbst in engeren Verhältnissen. Eine furchtbarere Tyranney hat kaum je die Hierarchie geübt, als durch die Jesuiten, und sie hatten schon so verderblich gewirkt, so feindselig manches Gute zerstört, wenn es in ihr Reich nicht paßte, daß es verzeihlich war, wenn die Protestanten in ihnen die Trabanten des Antichrists, die sichtbar gewordenen Geister der Finsterniß, die Feinde Christi und der Christenheit zu erblicken glaubten. Es war nicht blos ein in gemeiner Namensverdrehung sich gefallender Scherz, vielmehr ein bittrer schmerzlicher Ernst, wenn der Witz dieser Zeit in allen Protestantischen Ländern Deutschlands sie die Jesuwider nannte, gegen deren listige Anschläge und frevelnde Gewalt man nicht nur die eigenen werthesten Güter, auch die Sache Christi und seiner Kirche vertheidigen zu müssen glaubte. Selbst unter den Katholischen,

namentlich in **Frankreich**, hatten sich zwar schon starke Stimmen gegen sie erhoben; doch konnten sie bey den Evangelischen wohl als der Mittelpunkt aller Verfolgungspläne, als die Werkstätte aller bösen Anschläge gegen den Bestand des Religionsfriedens gelten.

So war im Jahr 1616. unter den Protestanten kaum eine Besorgniß oder Furcht, die nicht auf die **Jesuiten** und ihre Ränke sich bezogen hätte. Etwa zwanzig Jahre früher war in deutscher Sprache das ursprünglich lateinische Werk eines zur Evangel. Kirche bekehrten vormaligen Jesuiten *) bekannt geworden, in welchem die Geschichte des Ordens jeden Abscheu, jede Furcht vor demselben zu rechtfertigen schien, und noch immer ward dieses Buch mit lebhafter Theilnahme gelesen. Selbst die strenge Erklärung, welche

*) *M. El. Hasenmülleri* Historia Iesuitici ordinis. Ins Deutsche übersetzt durch **Melchior Leporinus**. 1594. —

der Ordensgeneral Aquaviva im Jahr 1614. hatte ausgehen lassen, daß weder mündlich noch schriftlich der Tyrannenmord vertheidigt werden solle, galt als eine Bestätigung der abscheulichen Grundsätze der Gesellschaft, die eines solchen Verbots bedurfte.

In diesen verabscheuten Jesuiten sahen die Evangelischen ihre gehässigsten Feinde, und empfanden alle Maaßregeln der Katholischen um so bittrer, als sie bey denselben die Mitwirkung der Unheilstifter voraussetzten. Die nie rastende Geschäftigkeit derselben war ihnen zu wohl bekannt, als daß sie nicht die größte Wachsamkeit und den angestrengtesten Eifer hätten aufbieten sollen, um den überall vorausgesetzten verderblichen Einfluß derselben zu bekämpfen.

Wirklich gingen von den Jesuiten die meisten Anschläge aus, die man mit dem Namen der Gegenreformation bezeichnete. Diese war in allen österreichischen Erblanden, in den mei-

sten katholischen Reichstheilen, besonders in den geistlichen, zunächst in Würzburg und andern, schon eingeleitet und vielfach versucht worden. List und Ueberredung, Gewalt und Druck sollten dazu mitwirken. Die Geistlichen der Römischen Kirche, und die Mönche versäumten nichts, so weit ihr Einfluß reichte, Einzelne und ganze Gemeinden, ja ganze Provinzen in den Schooß ihrer Kirche zurückzuführen. Diese Gegenreformation, von der die Sage noch mehr, als was offenkundig und wirkliche Thatsache war, geschäftig verbreitete, war ein Schreckenswort für alle Evangelische geworden, die sich unter einander selbst damit aufreizten, und durch geheimnißvolle, geflissentlich bekannt gemachte Aeußerungen der Katholischen, sich aufreizen ließen. Mit banger Sorge sahen die muthigsten Protestanten einer schweren Zukunft entgegen, die ihnen alles rauben konnte, was die Väter so aufopfernd errungen, so standhaft behauptet hatten, was sie

selbst als ihren Ruhm, ihr Glück, ihr Heil betrachteten. Mit der allgemeinsten und schmerzlichsten Theilnahme bemerkten sie, wie nicht nur einige unbedeutende Menschen, von irdischem Gewinn oder Schwärmerey verleitet, oder in ihrer Schwachheit von Papisten verführt, sondern wie auch einige angesehene Männer, berühmte Gelehrte, auch Evangelische Fürsten, ihre frühere Ueberzeugung verläugnend, die Evangelische Kirche verließen, und zur Römischen sich wendeten. Viel Trauern und Schelten hatte bereits der Abfall des Caspar Schoppius, (Skioppius) des berühmten Justus Lipsius und anderer erregt; aber größere Besorgniß flößte Johann Pistorius, der Rath des Marggrafen Jakob von Baden-Hochberg ein, der, nachdem er selbst das Evangelische Bekenntniß abgeschworen, auch seinen Herrn den Marggrafen dazu bewogen, und diesen sogar verleitet hatte, in seinem Land die Römi-

sche Kirche wieder zur herrschenden, ja zur alleinigen zu erheben. So wirkte Pistorius durch die That noch verderblicher, als durch seine Schriften, in denen er die Evangelischen bekämpfte, zwar ziemlich auf gleiche Weise, wie es mehre andere thaten, aber mit größerem Erfolg, weil sein Urtheil durch genauere Kunde der von ihm verlassenen Gemeinde begründet schien. Desto kräftiger und ungestümer widerlegten ihn die protestantischen Gottesgelehrten, besonders Balthasar Menzer (Professor in Marburg.) Zur Freude derselben starb der Marggraf Jakob, bald nach seiner Glaubensänderung und sein Bruder, der ihm in der Regierung folgte, stellte, dem evangelischen Bekenntniß treu, dasselbe in seinem Land wieder her.

Auch in Baden-Baden war der Marggraf Philipp II. von seinen Anverwandten, mütterlicher Seite, in der Römischen Lehr' erzogen worden, und Eduard, sein Vetter, und

da jenen ein früher Tod hinwegnahm, sein Nachfolger, hatte sich schon zu derselben Lehre bekannt. Da nachher auch der Pfalzgraf von Neuburg von der Evangelischen Gemeinde sich hatte abwenden lassen, so waren die Protestanten um so mehr mit mißtrauender Sorgfalt, auf ihre Sicherheit bedacht, und der Verlust, den sie in wenigen einzelnen Gliedern und deren Einfluß erlitten, erhöhte nur ihren Eifer, die ganze Gemeinschaft um so fester und nackdrücklicher zu verwahren. Die Rückkehr des Papstthums, der Sieg der Papisten ward von den evangelischen Kanzeln als das drohendste Unheil verkündet; und in einer Zeit, wo die grellsten Schilderungen papistischer Ränke und Gewalt manchem die Ueberzeugung einflößte, daß es fast minder schlimm sey, unter türkischer Herrschaft, als unter einer katholischen Obrigkeit zu stehen, erscholl keine Stimme gegen die Papisten, ohne die Gemüther der Zuhörer aufs tiefste zu bewe-

gen. Daher die beharrliche Widersetzlichkeit gegen Alles, was von Rom oder von den Papisten etwa ausging, wenn es auch nicht zunächst mit der Religion zusammenhing; daher die fortdauernde hartnäckige Verwerfung des verbesserten (Gregorianischen) Kalenders, den kein kaiserlicher Machtspruch, und kein Reichsgebot den Protestanten aufdringen konnte. Mochten zumal in Städten und Ländern, wo beyde Kirchenpartheyen zusammen lebten, die seltsamsten und verdrießlichsten Verwirrungen aus dieser Nichtannahme hervorgehen; man zog es vor, im Zeitlichen zu irren und einige Unbequemlichkeit zu leiden, als sich der Gefahr auszusetzen, daß man durch Nachgiebigkeit in jenem, zu größerem Verlust im Ewigen gebracht werde, weil der Papst, wenn man in Einem ihm gehorchte und seine Vorschriften annahm, leicht weiter gehen, und andre Forderungen machen, andere Verordnungen geben möchte. Auch wenn diese Furcht eitel

war, konnt' es verzeihlich seyn, einen Feind zu scheuen, selbst wenn er Geschenke brachte, der, mit seiner dienstbaren, allgeschäftigen Schaar, als Feind sich genugsam bewiesen, und wie gern er seine Anmaaßungen ausdehnte, hinlänglich gezeigt hatte. Was Wunder, daß die Protestanten oft widersetzlich, und selbst gegen kaiserliche Befehle ungehorsam waren, da sie in so vielem, was nur auf Staatsverhältnisse sich zu beziehen schien, zugleich heimlichere oder offenbare Veranstaltungen gegen ihre Glaubensfreyheit und ihr kirchliches Verhältniß erkennen mußten, und eben sowohl ihre Mitstände als das Reichsoberhaupt mit ihren unermüdeten, unversöhnlichen Feinden, dem Papst und den römischen Priestern und Mönchen, im Bund sahen, die im Verhältniß zu ihnen weder Gerechtigkeit noch Billigkeit kannten! —

Dieser traurige Zwiespalt im Reich ward noch vermehrt durch die unseligen Mißhelligkei-

ten, die zwischen den sogenannten Lutherischen und den Calvinisten (Reformirten) entstanden, und immer größere Bitterkeit, heftigere Feindschaft erzeugten. Die strengen Protestanten konnten den Abfall vieler Glaubensgenossen zur Schweizerlehre nicht verschmerzen, und wurden für ihre Parthey um so besorgter, als dieselbe großen Verlust erlitt. Schon hatten in mehrern deutschen Städten reformirte Gemeinden sich erhoben, viele aus andern Ländern geflüchtete Reformirte nicht nur willige Aufnahme und Schutz, sondern auch freye Religionsübung erhalten. In der Pfalz war schon längst das Reformirte Bekenntniß mit den entsprechenden Gebräuchen hergestellt; in Anhalt, im Nassauischen, besonders dem Oranischen, in Baden, (wo der Marggraf Ernst Friedrich, der Bruder Jacobs, des katholischen Proselyten, für seine Person die Calvinische Lehre annahm, und ihre Verbreitung förderte, ohne ge-

rade seine Unterthanen dazu zu zwingen;) und in mehrern kleinern Fürstenthümern und Grafschaften, (Solms, Wied, Wittgenstein und Hanau;) war man jenem Beyspiel gefolgt. Seit 1607. hatte auch der Landgraf Moritz von Hessen-Cassel in seinem Land die Calvinische Lehre, der er huldigte, viel begünstigt, dadurch zu Streitigkeiten Anlaß gegeben, und selbst mit seinem Vetter, dem Landgrafen Ludwig V. von Hessen-Darmstadt sich entzweyt. Der Herzog Johann Adolph von Holstein-Gottorp, der einen Lutherischen Prediger vertrieb und einen Reformirten an seine Stelle setzte, tröstete nur durch seinen im Jahr 1616. erfolgten Tod die besorgten Protestanten, die auch dort größere Fortschritte der von ihnen verabscheuten Irrlehre fürchteten. Am kränkendsten aber war der Uebertritt des Churfürsten von Brandenburg, Johann Siegismund, zur Reformirten Parthey, (1614.) weil die Lu-

therischen an ihm eine mächtige Stütze verloren, die Unterzeichnung der Eintrachtsformel zurückgenommen, und den Predigern streng verboten ward, gegen die Reformirten, (die völlig gleiche Rechte mit den Lutherischen erhielten;) wie es Sitte war, zu predigen. Zwar er selbst nöthigte keinem seine Ueberzeugung auf; unangefochten ließ er den Glauben und Gottesdienst seiner Unterthanen; nur die Domkirche in Berlin eignet' er seinem neuen Bekenntniß zu und stellte deßhalb reformirte Prediger an; auch seiner Familie gab er keine Glaubens-Vorschrift, und seine eigne Gemahlin blieb, ungehindert, der Lutherischen Lehre treu; er selbst schien, nach langer Prüfung, recht aus Ueberzeugung, seinen Entschluß gefaßt zu haben, wiewohl man Gründe einer falschen Staatsklugheit, nicht ganz ohn' Ursach, wenigstens als mitwirkend, bey ihm vermuthete; aber um so gefährlicher dachte man seinen Uebertritt, und da auch sein Churprinz,

Georg Wilhelm, die reformirte Lehre angenommen, blieb noch weniger Hoffnung. Noch dauerten im Jahr 1616. die daraus entstandenen Irrungen fort; nicht nur erschollen aus allen Protestantischen Landen bittre Klagen, heftige Beschwerden über den Abtrünnigen; nicht nur reizten die Bücher Leonhard Hutters, (des Wittemberger Theologen, der im Jahr 1616. starb, ausgezeichnet mit dem Ehrennamen: der zweyte Luther — Lutherus redivivus;) und Andrer, die des Churfürsten Glaubensänderung anzugreifen sich gedrungen fühlten, die Gemüther noch mehr; auch die Prediger im Brandenburgischen stritten gegen ihren Herrn auf den Kanzeln, oft schonungslos, und nöthigten selbst zu gewaltsamern Maaßregeln. Im Brandenburgschen, wo man vorher eben nicht einen so allgemeinen beyfälligen Eifer für die Eintrachtsformel bewiesen, schien sie jetzt, da der Churfürst ihre Gültigkeit als symbolisches

Buch wieder aufhob, plötzlich an Werth gewonnen zu haben und ihre tapfre Verfechtung den ächtlutherischen Prediger bewähren zu sollen, während diejenigen, die sie leichtmüthiger aufgaben, des heimlichen Calvinismus verdächtig gemacht wurden. Man muß sich lebhaft und ganz in jene Zeit des allgemeinen Meinungs- und Parthey-Kampfes, und der unverkennbaren Gefahr, welche die Reinheit der ächtprotestantischen Lehre bedrohte, versetzen, um nicht nur erklärlicher, sondern auch verzeihlicher zu finden, daß die strengern Lutheraner, oft bis zur Ungebühr, gegen den Calvinismus ankämpften, der an seinem Theil seine Alleingültigkeit zu behaupten, auch nicht versäumte. Wenn Alles gefährdet scheint, was dem Menschen heilig und theuer ist; wenn auf der Einen Seite offenbare Gewalt dasselbe zu unterdrücken, auf der andern feine Ueberredung, verführerische Schlußfolgekunst, und gewandte Beweisführung es zu entreißen ver-

sucht; dann ist eine ängstliche Wachsamkeit und eine eifernde Gegenwehr, auch wenn sie etwa das gerechte Maaß überschreitet, wohl zu entschuldigen. Aber es überschritt das Eifern jedes Maaß christlicher Liebe; es blieb nicht der reine, kräftige, auch in lebendiger Begeisterung helle Glaubenseifer, es ward vielmehr ein trauriger und unseliger Meinungskrieg, in welchem jeder des Andern Ueberzeugung unbedingt verwarf und verdammte. Gleichwohl darf man nicht den ganzen Kampf der Lutherischen gegen die Anhänger der Genfer Lehre, wie er im Jahr 1616. noch nur zu stark sich äußerte, als einen gehaltlosen und nichtigen darstellen, am wenigsten ihn nach den Vorstellungen einer ruhigern und gleichgültigern Zeit beurtheilen. Es war noch in zu frischem Andenken, wie wenige Jahre vorher der heimliche Calvinismus in Chursachsen (unter Christian I.) unter Leitung des Kanzler Crell auf wirkliche Unterdrückung des

Lutherischen Bekenntnisses und der eigentlich protestantischen Kirchenverfassung hingearbeitet, viele irre geleitet, die größten und schmerzlichsten Verwirrungen angestiftet hatte. Als im Jahr 1616. der bekannte Urban Pierius (— Birnbaum — ehemals Superintendent und Hofprediger zu Dresden, dann Professor in Wittenberg) ein Günstling Crells, Theilnehmer seiner Meinungen und Pläne, in Bremen starb, erinnerte man sich noch lebhafter wieder jener Zeit der Gefahr, und aller Kränkungen, welche die eifrigen Anhänger Luthers damals erlitten hatten, und meinte um so mehr, nun im Brandenburgischen noch Schlimmeres fürchten zu müssen. In Chursachsen besonders glaubten Viele zur Verfechtung und Aufrechthaltung des Augsburger Bekenntnisses noch heiliger sich verpflichtet, als der vom Churfürsten Christian II. (1601.) eingeführte Religionseid eine neue Aufforderung war, die Bewahrung des

ächten Lutherthums zur Gewissenssache zu machen. Allenthalben aber erkannte man, auch ohne besondern Religionseid, die Nothwendigkeit, dem Vorwurf, den die Katholischen auf die Abweichungen von dem Augsburger Bekenntniß gründeten, und ihren davon ausgehenden, für die Rechte der Evangelischen Gemeinde gefährlichen Folgerungen, zu begegnen. Dabey übersah man freylich, daß man in dem Kampf für dieses hochwichtige Bekenntniß, in dem innern Streit der Evangelischen, die doch, sie mochten Luthers oder der Schweizer Lehre vorziehen, im Wesentlichen, Eine gemeinsame Sache gegen die Römische Kirche zu verfechten hatten, den Feinden immer mehr Blößen und Angriffspunkte darbot, die er zu benutzen verstand. Das fühlten auch mehrere, Lutherische sowohl, als Reformirte; sie hätten gern Frieden gehabt unter einander; aber theils waren die Gemüther schon zu sehr erbittert, und

seit langer Zeit gegen einander zu verhärtet, als daß die wohlmeinendste und kräftigste Vermittlung die Eintracht hätte herstellen können; theils verschmähte man es, um äußerer Sicherheit willen, auch nur scheinbar, durch ein wirkliches Einverständniß die Streitgegenstände gleichsam für unbedeutend, unwesentlich und, — nach dem Ausdruck der Zeit, — für Mitteldinge (Adiaphora) zu erklären; theils regten selbst gutartige Vorschläge, den Frieden im Innern auf erträgliche Bedingungen herzustellen, um sich vereint nach außen waffnen zu können, einen starken Widerspruch auf, weil man es für unredlich hielt, um menschlicher, obwohl an sich erlaubter Anschläge willen, die Sache der Wahrheit, als die Sache Gottes, auch nur im Kleinsten zu gefährden. Was Gott über die Gläubigen beschließen, durch welche Prüfungen Er sie führen, welche Verfolgungen und Gewaltthätigkeiten den Gegnern Er zulassen, welche Mittel

und Wege, seine Gemeinde zu erretten und zu bewahren, Er wählen möchte, das wollte man, mit löblich frommen Sinn, lieber Ihm überlassen, als nach menschlicher Weise, die Rettung eigenmächtig so versuchen, daß ein Theil von dem, was gerettet werden sollte, was von der Ueberzeugung, für die man litt und kämpfte, von der Wahrheit, die man suchte, der man diente, sich nicht trennen ließ, hingeopfert werden müßte. Darum konnten die treuen Protestanten auch auf die Friedens-Vorschläge nicht eingehen, welche, unverkennbar wohlmeinend, und das äußere Bedürfniß wohl erwägend, um diese Zeit David Pareus (reformirter Professor zu Heidelberg) bekannt machte. Seine drey Werke, die zu diesem Zweck 1615. und 1616. *) erschienen, wa-

*) Irenicum, s. de unione et Synodo Evangelicorum conciliandа liber votivus. 1615. Notae in problema theologicum, an syncretismus fidei et religionis inter Lutheranos et Calvinistas ideo in-

ren zwar nicht so durchaus verwerflich, wie Leonhard Hutter in seinen Widerlegungsschriften *) sie darstellte; doch erkannte dieser sehr richtig und klar, daß in Beziehung auf die Religion und evangelische Lehre nichts, wär' es auch ein noch so kleines Glied des größern Ganzen der Ueberzeugung, gering geachtet und aufgeopfert werden dürfte, wenn auch der wünschenswertheste und größte Gewinn äußerlich damit erkauft werden möchte. Auch konnten in Wahrheit nur dann, wenn Einmüthigkeit der Partheyen wirklich erreicht war, gemeinsame

iri vel possit vel debeat, ut Antichristi tyrannis conjunctis viribus et studiis facilius et felicius reprimi possit, a L. Huttero — disputatum. — 1616. Oratio de pace et unione ecclesiarum evangelicarum. 1616.

*) Irenicum vere christianum, s. anti-pereanum. 1616. und bald nachher: Problemata theologica de syncretismo fidei et religionis inter Lutheranos et Calvinianos. —

Maaßregeln, recht im einmüthigen Geist, darum mit Erfolg, ergriffen werden, und so blieben alle Friedensvermittelungen, die nur eine äußere Einheit, als gemeinsame Schutzwehr, herstellen wollten, fruchtlos, weil sie in ihrem Wesen selbst grundlos und keineswegs ganz ächt waren.

Aber auf eine sehr verderbliche Weise nährte dieser allerdings unerfreuliche Zwiespalt der Evangelischen noch mehr den Partheygeist, der Deutschland verwirrte und entkräftete, und die Uebel, die an sich schon aus der kirchlichen Trennung hervorgegangen, durch den Kampf der alten und der erneuerten Kirche herbeygeführt wurden, wuchsen um so unaufhaltsamer und zerstörender. Doch waren sie an sich schon stark genug, daß, auch bey der vollkommensten Eintracht aller, die das Werk der Kirchenverbesserung sich angeeignet hatten, der Kampf, der im dreyßigjährigen Krieg ausbrach, vielleicht

kaum etwas später, aber nicht weniger gewiß kommen mußte. Sehr einseitig hat man den Streit der Lutherischen mit den Calvinisten für eine mitwirkende Ursach dieses Krieges dargestellt. Es würde zwar dem ächten Lutherthum so wenig, wie der heiligen Religion, dem Christenthum selbst, auch dieß nicht zur Schmach gereichen, weil immer nur die menschliche Thorheit, die auch das Heiligste mißbraucht, nicht dieses selbst anzuklagen wäre; aber es liegt auch klar genug vor Augen, wie jener Krieg aus ganz andern Ursachen unmittelbar hervorging, wie selbst die Mißhelligkeit der Evangelischen untereinander sie zur Erhaltung des äußern Friedens mit den Katholischen nur geneigter machten; wie selbst der Eifrigste und Trotzigste unter ihnen, bey der von selbst sich aufdringenden Ueberzeugung, daß auf ein kräftiges vereintes Wirken Aller gar nicht zu rechnen sey, einen leidlichen Vertrag dem kaum zweifelhaften Ausgang

eines Krieges, wenn dieser nicht durchaus unvermeidlich war, vorziehen mußte; wie sogar, nach dem unverhüllten Zeugniß der Geschichte, der Ausbruch des offenen Kampfes eben durch den Mangel an Einigkeit unter den Evangelischen um mehrere Jahre verzögert ward. Wenn es aber scheinen möchte, als ob dasselbe, was diese bewegen mußte, den Krieg zu scheuen, den Katholischen um so mehr Hoffnungen und Muth eingeflößt, und so von dieser Seite den Krieg beschleunigt habe; so ist offenbar, daß sie an sich schon zu allem, was die Protestanten unterdrücken konnte, geneigt genug, doch jetzt eben so gern die Entscheidung durchs Schwerdt noch vermieden hätten, wenn nicht ein scheinbar zufälliges Ereigniß ihn bald, wie unerwartet, zu heller Flamme angefacht hätte. Das aber, was endlich die letzte Schranke umstößt, daß die längstgerüsteten Schaaren gegen einander, nun rücksichtslos, losstürmen, das ist nicht unter den Ur-

sachen ihrer Feindschaft, ihrer Rüstungen, ihres Kampfes, nur unter den augenblicklichen, an sich vielleicht sogar ganz unschuldigen, Veranlassungen der ersten ungehemmteren Aeußerungen des tiefer verborgenen Uebels aufzuführen.

So war nun im Jahr 1616. durch ganz Deutschland eine innere Zwietracht herrschend, die, so sehr sie den offenen Kampf noch scheute, doch nur eines geringen Anlasses bedurfte, um in demselben sich zu entladen. Wie wenig aber besonders die Protestanten den wirklichen Reichsfriedensbruch begünstigten, zeigte sich bald nachher, als in Böhmen der Kampf wirklich schon begann, jene aber nicht einmal zur Hülfe ihrer bedrängten Glaubensgenossen hinzueilten. Ja der Churfürst von Sachsen, einer der ersten unter den protestantischen Reichsfürsten, stand sogar dem Kaiser gegen die Lausitzer bey, und es bedurfte noch starker Aufregungen, ehe die deutschen Evangelischen wirklich selbst zu

den Waffen griffen. Wohl hätten des Krieges Leiden und Drangsale verkürzt und günstigere Entscheidungen, als die waren, welche endlich der Westphälische Friede brachte, gewonnen werden mögen, wenn die Protestanten einmüthiger und mit größerem gegenseitigen Vertrauen gegen die gemeinsamen Feinde gekämpft, auf die Hülfe der Fremden aber weniger gebaut hätten!

Wohin wir sonst in dieser Zeit die Augen wenden, nirgend begegnet im Vaterland uns viel Erfreuliches. Die feindselige Spannung aller Gemüther hatte sich schon in manchen traurigen Ereignissen geäußert, und man mußte auf noch traurigere gefaßt seyn. Hin und wieder brach schon wilder Aufruhr aus, und man schien den nächsten Gegenstand zu ergreifen, die innre Verbitterung hervorbrechen zu lassen. So war im Jahr 1615. in Worms eine Judenverfolgung unternommen worden, die in einen so wilden Sturm überging, daß der Churfürst von

der Pfalz, als kaiserlicher Beauftragter, Mühe hatte, ihn zu beschwichtigen. Kurz vorher war in Frankfurt am Main ein ähnlicher Aufruhr entstanden, und noch nicht gestillt. Die Bürger hatten den Rath abgesetzt, die Juden vertrieben, und, obwohl schon 1614. die Reichsacht über die Stadt ausgesprochen war, sich nicht sobald gefügt. Erst 1616. gelang es den Achtsvollstreckern, Churmainz und Hessen-Darmstadt die Widerspänstigen zu bewältigen und den Rath in seine Gewalt wieder herzustellen. Seit längerer Zeit trug die Stadt Braunschweig die Reichsacht. Viel weniger schuldig, als jene, auf die Erhaltung ihrer alten Rechte und Freyheiten ernstlich und muthig bedacht, hatte sie der weitergreifenden Herrschaft des Herzogs Heinrich Julius sich widersetzt, seit 1605. mit Hülfe der Hanseaten, sich vertheidigt, und endlich den Herzog im eignen Gebiet angegriffen. Schon 1610. hatte sie

die Acht getroffen; noch war dieselbe nicht vollzogen. Denn so säumig war man, den kaiserlichen Richterspruch zu vollziehen, die Würde des Reichsoberhauptes zu verwahren. Endlich 1616. fügte sich die Stadt, dem Herzog Friedrich Ulrich die Huldigung zu leisten, die jedoch, nach dem Vertrag, ihren Rechten und Freyheiten nicht zur Beeinträchtigung gereichen sollte.

Arm an wirklichen Thaten oder großen folgereichen Ereignissen, trägt das Jahr 1616. nur das Gepräge einer Zeit, in der sich etwas Großes, Ungeheures bereitet, dem die Gemüther ahndungsvoll entgegen sehen, das sie meiden möchten, und dem sie doch, wie von einem bösen Geist getrieben, selbst sich hingeben. Das Vaterland hat im Innern seinen Frieden, mit ihm seine Macht und Stärke, nach außen schon sein altes Ansehen, seine hohe Würde verloren. Die Fremden sehen es schon als ein verlornes Land, bald ihre Beute an, und viele Stimmen

von fern her weissagen seinen Untergang. Je richtiger sie erkennen, was dieses Land seyn, wie bedeutend es in Europa da stehen würde, wenn es einig wäre in sich, und den alten Grundsätzen, wie der alten Verfassung treu, desto mehr freuen sie sich, daß es in seinem innern Zwiespalt sich selbst verzehrt und langsam auflöst. Das Land, das, „von Einem Geist beseelt, und unter Einer Führung, dem ganzen Europa gewachsen wäre" *), giebt, im Innern getheilt, sich selbst den lauernden Feinden preis!

Noch galt Deutschland für ein besonders gesegnetes und reiches Land, und seine Schätze reizten die Fremden. Der ergiebige Boden nährte hinreichend ein genügsames Volk, und was es vom Ausland, fast nur zum Ueberfluß, be-

*) „— — Regio, quae sub uno spiritu, uno quoque auctore par toti Europae esse possit" — — Worte Barklai's in seinem Icon Animorum von 1668.

durfte, konnte durch die nicht kleine Ausbeute von ädlen Metallen, welche die fleißig benutzten Bergwerke lieferten, aufgewogen werden, obwohl der Werth des Silbers und Goldes durch die unerschöpflichen Sendungen aus Amerika, das mittelbar auch auf Deutschland einwirkte, schon sehr gesunken, der Preis aller Bedürfnisse zugleich ansehnlich erhöht war. Hätte noch die alte Einfachheit geherrscht, so hätten auch die inländischen Arbeiten zugereicht zur Bekleidung und zum Hausgeräth. Linnenwaaren aller Art wurden in Menge verfertigt, und einige Fürsten dachten bereits ernstlicher darauf, daß im Land selbst die rohen Stoffe verarbeitet würden. Doch war dieß schon eine Maaßregel, um den hie und da sichtbarer werdenden, beginnenden Verfall des Wohlstandes abzuwenden. So weit dieser vom Handel und Verkehr nach außen abhing, mußt' er jetzt schon etwas verringert werden, weil die Nachbarstaaten, zum Theil

von der Natur dazu noch mehr begünstigt, denselben an sich gezogen und die alten Handelsrechte der Deutschen mehr beschränkten. Mehr noch ward er im Innern selbst gefährdet, zunächst durch die ungerechte Anwendung der Münzgerechtsame der größern und kleinern Stände, welche die alten guten Geldsorten in schlechte Scheidemünze umzuprägen, und jene allmählig dem Verkehr fast ganz zu entziehen wußten, wodurch dem elendesten Wucher überall Raum gegeben, der Preis der ersten Bedürfnisse aber so in die Höhe getrieben ward, daß viele darüber verarmten, die nach altem Fuß besoldeten darbten, und ein immer tiefer wirkendes Elend verbreitet ward. Drum war's recht Kaiserpflicht, der Münzverwirrung zu steuern; drum so traurig und so unverzeihlich, daß die Stände den kaiserlichen Vorschlägen so wenig Gehör gaben, mehr ihrem Eigennutz fröhnend, als auf Linderung und Hebung der allgemeinen Noth bedacht.

Ein noch größeres und zerstörenderes Uebel war die überhandnehmende Weichlichkeit, Ueppigkeit, Genuß- und Verschwendungslust. Solche übertriebene, zum Theil höchst geschmacklose Pracht hatte man an deutschen Höfen noch nie gesehen, wie kurz vor dem dreyßigjährigen Kriege. Ein übergroßes Gefolg umgab auch den kleinsten Fürsten; die Hofämter wurden übermäßig vermehrt, immer neue erfunden. Ein zahlreicher Adel verschwendete seine Güter an den Höfen, und verlernte die ritterlichen Künste; der alte ächte Rittergeist war längst entschwunden. Seltner erschienen die Herren auf ihren Gütern; in den Haupt- und Hofstädten kauften sie sich an, und verzehrten dort den sichtbar sich vermindernden Ertrag ihrer Familiengüter. Höfische Sitten verdrängten den biedern, einfachen, deutschen Sinn der Väter; jene zu erlernen reisten die jungen Adlichen häufiger ins Ausland, und brachten fremde Thorheiten, größere Leerheit heim.

Das Volk ahmte die Großen nach, und strenge Luxusgesetze, die häufig erschienen, konnten dem Unwesen um so weniger Einhalt thun, als das Beyspiel von oben her den Gesetzen weder Liebe noch Achtung gewann. Die häuslichen Feste der Bürger zeichneten sich verhältnißmäßig eben so sehr, wie die Gelage der Großen, durch sinnlose Verschwendung und die größte Unmäßigkeit aus. Von alten deutschen Sitten schien man dabey nur das Schlimme, besonders die zügelloseste Trunkliebe beybehalten zu wollen. Selbst in diesen Zeiten des Elendes und der einbrechenden Noth mußten immer erneute Kleiderordnungen bemüht seyn, dem rücksichtslosen Aufwand in der Tracht der Frauen und der Männer, auch unter den Bürgern zu steuern. Die Neigung zu fremden Sitten und Moden, fremden Erzeugnissen und Stoffen wuchs so gränzenlos, daß alle Wohlgesinnte nicht ablassen konnten, alles Unheil, (das nachmals nur zu viel daraus her-

vorgegangen;) davon zu weissagen. Schon waren die fremden Gewürze allgemein beliebt; kaum hatte der Landmann noch an den heimischen genug, die bereits in geringerem Maaß gebaut wurden. Nicht zu berechnende, übergroße Zahlungen zog das Ausland von Deutschland bereits an sich, und eine allgemeine Verarmung des so reichen Landes schien unabwendbar. Man ahndete, daß man einer schweren Zeit entgegenging, und doch schienen Alle, im täglichen Leben, dieß zu vergessen!

Unter so bösen Zeichen der Zeit ragte noch immer manches Zeugniß der unverwelklichen Vätertugenden herrlich hervor. Die Religion ward heilig gehalten; die Kirchen waren der tägliche Zufluchtsort vieler heilbedürftigen Seelen; zur Gottseligkeit erzog man die Jugend; strenge Zucht herrschte in den Häusern; und in einer Zeit, da jeder das freye Bekenntniß seines Glaubens gefährdet dachte, war die größere Mehrheit

zu jedem Opfer, selbst zum Tod bereit, wenn die Güter des Lebens nur mit Verläugnung des Heiligsten erkauft werden könnten. Auch der Ruhm deutscher Treue leuchtete selbst bey den feindseligsten Fremden, und so verderblich im Innern selbst das Mißtrauen überhand nahm, galt doch noch des deutschen Mannes Wort, das selbst die Ausländer ehrten. Nur dichte Wolken hatten sich über die Deutschen gelagert, manch Gutes verhüllt, Manches verdunkelt; es blieb doch der gute feste Kern der alten Redlichkeit, Einfalt und Treue. Wohl durften auch die Damalslebenden sich messen mit allen fremden Nationen, wie an Gaben, so an ächter Bildung des Geistes und an Tugenden. Dazu war nicht leicht etwas Gutes bey den Fremden, das man nicht nachzuahmen bemüht war, wobey denn wohl auch manches, was nur den Schein des Guten hatte, mit aufgenommen ward. Denn allzuvertrauend und allzugutmüthig verhielt man

sich zu dem, was als Vorzug des Auslandes erschien. Das Reich des Aberglaubens war übrigens in Deutschland nicht mächtiger als anderwärts, und die Reformation hatte manches Vorurtheil, manchen falschen Wahn, manchen verjährten Irrthum vernichtet, ohne allen abergläubigen Unfug völlig vernichten zu können. Die protestantischen Länder zeichneten sich vor den katholischen durch hellere Erleuchtung aus, die jedoch nicht stark genug war, um die Scheiterhaufen gänzlich abzuschaffen, auf welche noch zahlreiche Hexen verbrannt wurden.

Das Beste war, daß man sich's ehrlich bekannte, wie Vieles nicht so sey, wie's seyn sollte, und wie's auch zu der Väter Zeit gewesen, daß besonders unter den Evangelischen viele Stimmen erschollen, welche die Entartung und Verwilderung der Gemeinde schon stark genug rügten. Nachdrücklich sprach es um diese Zeit der Würtemberger Theolog und Geistliche, Jo-

hann Valentin Andreä, schon aus: „Wir rühmen uns von Luthern, da er uns doch wohl nicht für die Seinigen bekennen würde!“ — Derselbe Mann, der mit großem Eifer für den evangelischen Sinn stritt, und ein evangelisches Leben forderte, aber auch Gegner und Verfolger genug fand, straft die Verkehrtheiten aller Stände, mit treffenden Worten, die gewiß nicht auf die Evangelischen allein paßten, und die wir hier noch mitzutheilen für zweckmäßig achten *).

„Ich wollte Allen und Jedem etwas abnehmen, und etwas zulegen. Den Fürsten wollt' ich geben mehr Gottseligkeit, und weniger Verschwendung. Den Räthen mehr Muth, und weniger Eigennutz. Den Consistoriis mehr Barmherzigkeit und weniger Verkuppelung. Den andern Regenten mehr Erfahrung, weniger Ritzen.

*) In seinem Dialog. Menippus v. J. 1617. —

Den Edelleuten mehr Tapferkeit, weniger Hoffahrt. Den Hofleuten mehr Mäßigkeit, weniger Gottlosigkeit. Den Theologis mehr exemplarisch Leben, weniger Ehrgeiz. Den Juristen mehr Gewissen, weniger Gewinn. Den Medicis mehr Erfahrung, weniger Neid. Den Professoren mehr Verstand, weniger Einbildung. Den Schuldirectoren mehr solide Erudition, weniger Schulfüchserey und Pedanterie. Den Politicis mehr Aufrichtigkeit, weniger Atheisterey. Den Studenten mehr Fleiß, weniger Unkosten. Den Soldaten mehr Gottes Wort, weniger Blutdürstigkeit. Den Pfarrern mehr Wachsamkeit, weniger *) Einkünfte!" —

Unter den Tugenden der **Deutschen** ist, wie früher und später, so auch in dieser Zeit vorzüg-

*) Bey den Evangelischen waren die Einkünfte der Geistlichen eben nicht zu groß; es ist hier aber die Strenge im Einfordern derselben, die Habsucht gemeint.

lich auszuzeichnen die treue Ergebenheit gegen ihre eingebornen Fursten und die herzlichste Anhänglichkeit. Ihre Vaterlandsliebe bewies sich besonders auch durch diese Fürstenliebe, und diese ließen sie so wenig, als den Glauben sich kränken oder entreißen. Als Vater seiner Kinder ward der deutsche Fürst von seinen Unterthanen angesehen, und weil der Herrscher so viele, und ihre Länder, im Vergleich mit andern europäischen Staaten, nur klein waren, standen sie um so näher dem engern Kreis ihrer Untergebenen, die sich öfters ihres Anblicks freuten, durch ihn in willigem Dienst sich stärkten.

Indeß waren die Theilungen der Reichsgebiete doch zu häufig, der Fürstenhäuser fast zu viele geworden. Daß sie sich nicht noch mehr vervielfältigen, die Erbtheilungen nicht gränzenlos fortgingen, war denn schon das Recht der Erstgeburt eingeführt worden, das zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in den meisten

deutschen Fürstenfamilien Gültigkeit hatte. Dieß ward aber auch der Grund, weßhalb seitdem mehre Fürstenhäuser schneller ausstarben, als sonst, weil die nachgebornen Prinzen jetzt seltner sich verehlichten, wenn nicht auf andre Weise, besonders durch die, freylich seltne, Sparsamkeit der Väter, oder durch reiche Fürstentöchter, um die sie warben, ein standesmäßiges Auskommen ihnen gesichert war. Denn es lag im Verhältniß der deutschen Fürstenfamilien, daß die nicht regierenden Herren eine nur mäßige Aussteuer empfingen. Es waren deßhalb schon der Stimmen im Fürstenrath wenigere geworden, weil einige mit den Familien ausstarben, während die geistliche Bank an Stimmenzahl sich immer gleich blieb. Diesem Mißverhältniß war man jedoch dadurch zuvorgekommen, daß, so oft auch der Widerspruch von mehrern Seiten sich erneute, (besonders nach dem Reichstagsbeschluß von 1582.) die Stimmen weniger an die Person, als

an die Länder gebunden wurden, und auf diesen auch beym Abgang des Erbherrn haften blieben. Dieß hatte aber wieder die Folge, daß die Stimmen nun mit den Ländern vererbt wurden, und daher leicht mehrere in Eine Gewalt kamen, so wie, daß solche Häuser, die im Jahr 1582. nur Eine Stimme hatten, auch dann, wenn sie nachmals noch in mehrere Linien sich theilten, doch nicht mehr Stimmen erhielten, wie dieß z. B. bey den Anhaltschen Häusern der Fall war. Das Recht der Erstgeburt war seit Kaiser Maximilian II. auch in den Oesterreichschen Erblanden eingeführt, und obwohl dieß den Churfürsten bey der Kaiserwahl keine Verbindlichkeit auflegte, so ward doch nun, aus demselben Grund, warum man einen Oesterreichschen Prinzen jetzt wählen zu müssen glaubte, in der Regel, auch nur der Erstgeborne, als Erbe der großen Oesterreichschen Macht, gewählt.

Im Rath der Reichsfürsten zeigte die Tren-

nung der Katholischen und Evangelischen einen sehr nachtheiligen Einfluß. Gemeinsame Maaßregeln wurden selten, fast nie ergriffen, und die Sorge für das gemeinsame Vaterland ging in vielen, oft kleinlichen Streitigkeiten fast gänzlich unter. Es gab der ausgezeichneten Fürsten nur wenige, und die Besten konnten dem Drang einer gewaltigen Zeit nicht widerstehen. Im Churfürstenrath war die Zahl der Katholischen überlegen. Die geistlichen Churfürsten machten insgemein mit dem Könige von Böhmen, (der seit Karl IV. die Churwürde hatte;) gemeine Sache. Zu dieser Zeit trug den Churhut in Mainz (nach dem Tod Johann Adams v. Bikken) seit 1604. Johann Suicard aus der Familie Cronberg; in Cölln seit 1612. da Ernst, Prinz von Bayern starb, dessen Neffe Ferdinand; in Trier (nach Johann VII. von Schönberg) seit 1599. Lothar aus dem Haus Metter-

nich. In Chursachsen war auf Christian II. 1611. dessen Bruder Johann Georg I. (geb. 1585.) gefolgt; in Churbrandenburg auf Joachim Friedrich, dessen Sohn Joachim Siegismund (geb. 1572.) Preußen war mit Brandenburg noch nicht vereint, doch diese Vereinigung schien nahe, da der Herzog Albert Friedrich keine Söhne hoffen konnte. In Churpfalz hatte Friedrich IV. (der 1610. starb;) einen unmündigen Sohn hinterlassen, der, nachdem der Pfalzgraf Johann II. von Zweybrücken die vormundschaftliche Regierung geführt, 1614. als Friedrich V. selbst zu herrschen begann.

Noch zeichneten sich unter den Reichsständen besonders vortheilhaft die freyen Städte aus, in denen, wiewohl auch hier ächte Bürgertugend schon seltner geworden, doch mehr Gemeinsinn und vaterländischer Geist sich erhielt, die Achtung vor dem alten Reich und seiner Verfassung, die

ihre wohlbewährten Freyheiten sicherte, reiner und stärker blieb. Hier gedieh, was in den vielen Fürstenthümern und erblichen Herrschaften nicht gedeihen wollte, und nur der Kampf des Adels mit dem Bürgerstand, und der kirchlichen Partheyen unter einander stiftete auch hier Verwirrung, so wie die einreißende Ueppigkeit ihren Wohlstand, obwohl weniger, als anderwärts schmälerte. In diese freyen Städte schien sich noch das Meiste von dem guten Alten zu retten, und viel Herrliches ward der spätern Zeit in ihnen aufbewahrt.

So ist Deutschland, im Jahr 1616. zwar schon schmerzlich geschlagen, doch noch nicht ganz von seiner Höhe hinabgestürzt. Seine Macht ist schon gebrochen; in innrer Gährung verzehrt sich die alte Kraft. Das gräßliche Verderben naht, und die Füße derer, die das hohe Reich begraben wollen, sind schon vor der Thür! —

Merkwürdiger noch, als für Deutschland, an Thaten und Ereignissen reicher war das Jahr 1616. für Frankreich. Hier hatte Heinrichs IV. wohlmeinende Regierung den längst-zerstörten innern Frieden nicht wiederherstellen, die entzweyten Gemüther nicht versöhnen, zahllose Mißverhältnisse nicht ausgleichen können, und die auch in seiner Staatskunst vorwaltende Richtung nach außen, die überwiegende Sorge, wo möglich, Frankreich als die Erste unter den europäischen Mächten geltend zu machen, worüber häufig die innern Angelegenheiten, die Bemühungen, in dem von der Natur reich begünstigten Königreich weise und glückliche Menschen zu vereinigen, und mit der reichen Lebenskraft des Staates besonnen hauszuhalten, nicht selten vergessen worden, hatte manche neue Uebel herbeygeführt.

Auch Frankreich war jetzt in unruhiger Bewegung; ähnliche, nur durch eine ganz ver-

schiedene Verfassung und andre Verhältnisse anders gestaltete Leiden, nagten, wie in Deutschland, an des Landes Glück und Wohlstand. Auch hier kämpften die kirchlichen Partheyen; auch hier fand die Selbstsucht und Willkühr in der Religionsspaltung Anlaß und Vorwand zu Widersetzlichkeit, Streit und Auflösung aller Bande der Ordnung; auch hier hatten gegenseitiges Mißtrauen, ungesetzliche Eigenmacht und alle Unbillen des Partheygeistes furchtbar überhand genommen. Die herrschende Kirche suchte auch hier die neuen Gemeinden zu unterdrücken; diese bedienten sich des Rechtes der Selbstvertheidigung; blutiger Bürgerkrieg hatte, in Erfolg der kirchlichen Trennung, auch hier schon gewüthet, und ein neuer schien unvermeidlich zu drohen. Aber auch hier war es weniger die neue Lehre, weniger der Geist der wiedererwachten Glaubensfreyheit, (die hier nie ganz unterdrückt worden;) als die Thorheit der Menschen, die

das Aedelste mißbrauchten und entstellten, was so große Widerwärtigkeiten bereitete.

Vier und vierzig Jahre waren seit der scheußlichen Pariser Bluthochzeit (der Bartholomäusnacht — 24. August 1572.) verflossen. Noch lag das Land verwüstet durch die schrecklichen Religionskriege. Das Edict von Nantes (vom 13. April 1598.) hatte einige Ruhe, nicht wahrhaften Frieden, für die Evangelischen nicht vollkommene Sicherheit hergestellt. Die Jesuiten, die, nach dem Anschlag Eines aus ihrem Orden auf Heinrichs IV. Leben 1594. aus Frankreich verbannt, und 1597. vom Parlament mit neuen Beschlüssen verfolgt worden, hatten, von Rom aus angelegentlich begünstigt, nachdem der Papst die Bewilligung ihrer Rückkehr oft vergebens gefordert, endlich 1603. durch Heinrich ihre Wiederaufnahme, und 1604. die Einwilligung des lange sich sträubenden Parlaments erhalten, und wirkten nun, nach ihrer Weise, auch hier,

Unfrieden und einen gehässigen Glaubenszwang zu verbreiten. Mitten unter den innern Leiden und Verwirrungen hatte Heinrich IV. Einen eigenliebigen und thörichten Plan, die Zerstörung der Macht des Hauses Oesterreich verfolgt, um Frankreichs Königsfamilie an dessen Stelle zu erheben. Als er 1610. durch Ravaillac ermordet ward, hinterließ er sein Land durch seine weitaussehenden Unternehmungen verwirrt, und keiner war, der nach ihm, mit Kraft und Entschlossenheit, die Zügel der unsichern Regierung ergreifen konnte. Seine letzte Gemahlin, Maria von Medici ward die Vormünderin ihres, kaum neun Jahr alten Sohnes, Ludwigs XIII. und Reichsregentin. Aber fast alle Prinzen von Geblüt waren eifersüchtig auf ihre Macht, und begehrten dieselbe wenigstens mit ihr zu theilen; auch andere Große des Reichs strebten nach Einfluß und Gewalt. Da schlossen die einen an die Evangelische Ver-

bindung, andre an die Katholischen sich an; viele schienen für die Kirche zu arbeiten und zu kämpfen, sorgten zunächst aber nur für sich selbst.

Nicht ohne Grund argwohnten die sogenannten Hugenotten, daß ihnen neue Gefahren drohten, und dachten, mit großer Besorgniß, auf ihre Sicherheit. Wenige Monate nach Heinrichs IV. Tod war dessen treuer Freund, der um das Reich hochverdiente Sully genöthigt worden, seine Entlassung zu fordern, (im Januar 1611.) obwohl man seine Stelle als Finanzminister nicht sogleich wieder besetzen konnte. Man schrieb diese Maaßregel dem Widerwillen der Regentin gegen die Reformirten zu, unter denen auch Sully war, und obwohl das Edict von Nantes bestätigt worden, mißtraute man doch dem katholischen Hof. Diesen aber beunruhigten die wiederholten Versammlungen der Reformirten, denen nur Eine Hauptversamm-

lung gestattet worden war. Sie hatten den bewährten Du Plessis Mornay zu ihrem Präsidenten und sechs Abgeordnete an die Königin gewählt, und waren dann ruhig auseinander gegangen. Aber neue Ereignisse veranlaßten sie, sich öfter zu berathen. Der Papst gewann nämlich sichtbar größern Einfluß bey der Regentin, und man scheute diesen eben so sehr, wie die Einwirkungen Spaniens, dessen Staatskunst auch in Frankreich sich kein Vertrauen erworben hatte. Man glaubte bald auch zu bemerken, daß das Edict von Nantes nicht streng beobachtet werde, und alle Reformirte erschraken, als (im März 1612.) die beabsichtigte Heyrath des jungen Königs mit der spanischen Infantin Anna bekannt ward. Die Königin dagegen scheute die geheimen Antriebe der mißvergnügten Großen, welche die Reformirten auf ihre Seite zu ziehen suchten. Diese wurden kühner durch die Nachgiebigkeit der Königin, die, bemüht

alle Partheyen zu versöhnen, einen Aufschub der Heyrath des Königs sowohl, als der seiner Schwester Elisabeth mit dem spanischen Prinzen Philipp versprach, und einen Vergleich einleitete. Im Mai 1614. kam derselbe zu Stand zu Saint Menehould, wo die Mißvergnügten eigentlich alle Bedingungen vorschrieben, die Königin Alles bewilligte. Im October desselben Jahres erklärte der junge König sich für mündig, bat aber öffentlich seine Mutter, welche die Regierung zum Schein niederlegte, dieselbe ferner zu behalten. Die Franzosen liebten diese Maria von Medici nicht; aber sie versprachen sich auch von Ludwig XIII. wenig Gutes. Man wußte, wie elend seine Erziehung gewesen, wie sein Geist und Character verwahrlost waren, wie wenig Selbstständigkeit und kräftigen Willen er hatte, wie abhängig er von seinen Umgebungen, seinen Lieblingen war, die ihm nur als Gespielen

dienten und ihn leicht zu allem, was sie wünschten, bewegten. Auch die Königin war in der Gewalt eines Günstlings, des Concini, der vorher ein armer florentinischer Edelmann, nun einer der Ersten in Frankreich, zum Marquis von Ancre und, obwohl des Kriegs ganz unkundig, zum Marschall des Reichs erhoben, aber schon als Ausländer, noch mehr seines unverdienten Glücks und seines Uebermuths wegen von allen Partheyen gehaßt ward. Alle Uebel einer Günstlingsherrschaft vereinigten sich nun in Frankreich; eine schwache, rathlose, schwankende Regierung, der Partheykampf, der gleich stark, wie er am Hof herrschte, durch das ganze Reich sich verbreitete, stürzten dasselbe in immer tiefere Verwirrung, und die gewaltsame innere Gährung schien auf außerordentliche Ereignisse und Entscheidungen hinzudeuten. Die Stimme des Gesetzes und der Ordnung verstummte; die Leidenschaft, die Selbstsucht

allein äußerten entbundner ihre freche Gewalt.

In dieser allgemeinen Noth forderte die öffentliche Meinung laut kräftige Maaßregeln, die ungeheuren Staatslasten zu erleichtern und abzuwälzen. Eine Versammlung der Generalstaaten (Etats generaux) schien allein den Staat erretten zu können, und so oft, so stark rief man dieselbe an, daß die Regierung, obwohl ungern, endlich ihre Zuflucht dazu nahm, weil ein andrer Rath nicht erfunden ward. Schon war sie auf den August des Jahres 1614. nach Sens ausgeschrieben, aus geringer Ursach und nichtigem Vorwand aber wieder verschoben worden, als sie endlich am 27. October im Augustinerkloster zu Paris eröffnet ward. Aber die Abgeordneten der hohen Geistlichkeit, des Adels und der Städte, drey besondre Kammern bildend, beriethen sich abgesondert lange, und, weil keine Vereinigung erreichbar war, ohn'

Erfolg, ja die Stände verbitterten sich unter einander noch mehr, der Partheygeist bewirkte eine allgemeinere Zwietracht, die der Hof, nur den Augenblick erwägend, selbst nährte, als solle des Reiches Verfall beschleuniget werden. Am kräftigsten, weisesten und treuesten arbeiteten die städtischen Abgeordneten, welche die verständigsten Vorschläge machten, aber kein Gehör fanden. Denn zu ehrlich und treffend rügten sie die Unordnungen der Geistlichkeit, die Ausschweifungen des Adels, als daß nicht die geistliche und adeliche Kammer einen Gegensatz gegen sie hätten bilden, und ihre wohlgemeintesten und besten Anträge hätten bekämpfen sollen. Den empfohlenen Maaßregeln in Beziehung auf die Geistlichkeit wirkten besonders die Jesuiten entgegen, die auch hier ihren Einfluß zu behaupten wußten, und der bessere Rath ward durch eigennützige, thörichte und staatsverderbliche Beschlüsse verdrängt. In der geistlichen

Kammer hatte jetzt schon, in noch jugendlichem Alter, der Bischoff von Luçon, der nachmals als Cardinal Richelieu berühmt geworden, durch Klugheit und feine Gewandheit bey den Unterhandlungen sich auszeichnet.

Bald fühlten Alle, die es mit ihrem Vaterland ehrlich meinten, daß auf diesem Weg, durch eine solche Reichsversammlung, das Ganze nicht gerettet werden könne, und der Hof sah es gern, wie der Partheykampf gemeinsame Beschlüsse unmöglich machte. Doch hatte der Bürgerstand nachdrücklich genug, das Rechte und Nothwendige zur Sprache gebracht, um der Regierung, die etwas ganz andres wünschte, bang zu machen; sie veranstaltete einige scheinbare Verbesserungen und entließ die Generalstaaten im März 1615. Und viele, lange Jahre vergingen, eh' sie wieder berufen wurden, zu spät, um das zu erfullen, was man jetzt versäumt hatte.

Die Bessern klagten; die Mißvergnügten murrten; die allgemeine Unzufriedenheit, die Spannung der Gemüther ward immer drohender. Kaum war der Reichstag geendet, ohne zum Beschluß gekommen zu seyn, als die Unzufriedenen sich an das Pariser Parlament wendeten, um durch dasselbe die gewünschten Aenderungen in der Reichsverwaltung zu erhalten. Das Parlament nahm die Aufforderung an, und machte dem Hofe, dem auch die Prinzen entgegen wirkten, gemessene Vorschläge. Sie wurden zornig und ungnädig zurückgewiesen; das Recht, solche Anträge zu machen, sprach der König und die Königin mit den Ministern dem Parlament gänzlich ab, und unter unnützen Streitigkeiten blieb der Gehalt und Werth der Vorschläge unerwogen. Die Abgeordneten des Parlaments rügten besonders die Mißbräuche in der Finanzverwaltung; aber der heftigen Gegenerklärung des Königs und der Regentin begeg-

neten sie nicht mit Würde und Kraft, sondern mit demüthiger Unterwerfung, die den kühnen Schritt, den man gethan, gern zurücknehmen, oder vergessen machen wollte. Vergebens war er wirklich; zuversichtlich ward der Grundsatz ausgesprochen: Nur Gott sey ein König Rechenschaft schuldig, nicht seinen Unterthanen; darauf gestützt, verwarf der Hof jeden Vorschlag zu wirklichen Verbesserungen, und alle Hoffnung war gescheitert! —

Aber die Mißvergnügten fanden eben darinnen Grund und Rechtfertigung für kühnere Unternehmungen, auf welche die Regierung keinesweges gefaßt war. Der Prinz von Condé, der den Hof verlassen hatte, und wiederholt vergebens zur Rückkehr eingeladen worden, rüstete sich zum offenen Kampf, den er in einer öffentlichen Kundmachung nicht verhehlte. Der Hof sah sich genöthigt, zwey Heere gegen ihn zu versammeln, und erklärte den Prinzen als einen

Majestätsverbrecher, aller seiner Würden verlustig. Er dagegen nahm, mit einem dem königlichen keineswegs überlegenen, und unordentlich zusammengerafften Heer mehre feste Plätze, durch Ueberraschung, ein (im September 1615.) und forderte alle Feinde des Königs und des Vaterlands vor sich, zur Rechenschaft. Die Reformirten lud er ein, mit ihm sich zu verbinden; aber sie haßten ihn; viele aus ihnen widerriethen ein Bündniß mit ihm; doch ward dasselbe endlich durch den Herzog von Bouillon zu Stand gebracht. Auch Rohan, der Schwiegersohn Süllys, von der Königin beleidigt, ward durch seinen Bruder, den Herrn von Soubise auf Conde's Seite gezogen; der Herzog von Mayenne war schon mit ihr verbunden. Da suchte Mornay zu vermitteln, und fand kaum Gehör, weder bey Hof noch bey den Seinen. Die Königin und die Hofparthey wurden indeß immer besorgter und verlegner;

halb nachgebend, und halb zurückhaltend, ertheilten sie den Reformirten zweydeutige Versicherungen; durch halbe Maaßregeln sollte auch jetzt wieder der Staat gerettet werden, während der Bürgerkrieg schon hell aufloderte. Trotzig zur Unzeit, und doch ohne Nachdruck, ward den Reformirten die Niederlegung der Waffen geboten, und vor Ende des Jahres 1615. die Doppelheyrath mit der spanischen Infantin und dem Infanten, alles lauten Widerspruchs der Verbündeten ungeachtet, geschlossen. Dieß steigerte die Spannung der Gemüther; alle, welche die Waffen ergriffen hatten, hielten ihren Entschluß dadurch gerechtfertigt.

Unter solchen Verhältnissen trat das Jahr 1616. ein, mit dessen Beginn der Hof aufs neue den Weg der Unterhandlungen versuchte, die zunächst in der Absicht, die Verbündeten zu trennen, eingeleitet wurden, zumal diese keineswegs recht einigen Geistes waren. Selbst der König

von England, an den sich Conde gewendet, bot Vermittelung an; am Hof schien man das über den Prinzen ausgesprochene Urtheil vergessen zu haben, und bezeugte sich ihm möglichst freundlich. Endlich ward ein Waffenstillstand geschlossen, und nachdem die Unterhandlungen am 10. Februar eröffnet worden, weil sie sich in die Länge zogen, mehrmals erneuert. Die Reformirten sahen es wohl, wie ihre Sache von der der Prinzen und übrigen Mißvergnügten sich schied, wie sie, je mehr diese dem Hofe sich näherten, aufs neue in größere Gefahr geriethen. Conde durfte die Artikel, welche als Grundlage der Unterhandlungen dienen sollten, selbst vorlegen; die kirchlichen Angelegenheiten waren darinnen nicht unerwähnt geblieben; doch konnten die Reformirten sich nicht gesichert, und alles Verdachts überhoben glauben. Zu Anfang des Monats Mai waren die Verhandlungen noch zu keinem erwünschten Ziel gekommen; zwar den

Prinzen bewilligte der Hof Alles, was sie persönlich ansprachen und forderten, und sparte auch Geld nicht, die Mißvergnügten zu beruhigen. Aber gerade diejenigen Bedingungen, die den Reformirten, so wie alle denen, welche die Verfassung und Ehre des Vaterlandes bewahrt wünschten, am wichtigsten waren, — besonders die Wiederherstellung der Rechte und des alten Einflusses der Parlamenter, die wiederholte Verweigerung der Annahme der Tridentiner Kirchenversammlung, die erneuerte Bestätigung der gallicanischen Kirchenfreyheit, so wie der frühern zum Schutz der Reformirten ertheilten Versicherungen des Religionsfriedens, schien der Hof umgehen zu wollen, und ertheilte darüber so unzuverlässige, und absichtlich schwankende Versprechungen, daß die Gemüther unmöglich beruhigt werden konnten. Dazu kam, daß der Herzog von Bouillon, dem die Reformirten mißtrauten, wieder an den Hof zurückkehrte,

die zuverlässigsten und allgeehrtesten Minister (namentlich Villeroi und Jeannin) alles Einflusses beraubt wurden, der Marschall von Ancre aber noch größern verderblichen Einfluß gewann.

Gleichwohl ward am 16. Mai 1616. das Friedensedict zu Blois, als die Frucht der Unterhandlungen von Loudun, unterzeichnet, aber, weit entfernt den Frieden herzustellen, der Partheykampf dadurch noch heftiger aufgeregt. Conde kehrt' auch jetzt nicht an den Hof zurück, wiewohl er als der Vorsteher der Reichscollegien anerkannt worden; er ging in seine Statthalterschaft Berry, und alle Partheyen waren zweifelhaft, was von ihm zu erwarten sey. Der Hof selbst verwickelte sich in neue Ränke und schwächte noch mehr sein Ansehn; gegen Concini wurden die Stimmen immer lauter; der offenbaren Gewalt, die sich gegen ihn ganz unverstellt bereitete, glaubt' er sich nicht

gewachsen und floh aus Paris. Da brach ein wilder Tumult aus, in welchem der Pöbel, nicht ohn' Einwirkung einiger Großen, die Wohnung des Marschalls anfiel, plünderte und zerstörte.

Die Reformirten, welche die gerechtesten Besorgnisse hegten, traten nun häufig wieder zusammen, und beriethen sich über die Maaßregeln, die sie für ihre Sicherheit ergreifen wollten. Unruhig und rathlos bemerkte dieß die Regierung. Das allverehrte Haupt der Reformirten, du Plessis Mornay, bot Alles auf, seiner Parthey, ohne blutigen Kampf, die Rechte und Freyheiten zu erringen, die sie fordern durften. Mit ihm wirkte noch der treue Sülly, der Marschall von Lesdiguieres, auch Rohan und Tremouille; mit geringerem Ernst der Herzog von Bouillon. Aber diese Männer vermochten nicht, den Sturm zu beschwören, der auch hier, offenbar und verborgner, mit jedem Tag, an Gefahr und Gewalt wuchs.

Neue Einladungen ergingen an den Prinzen Condé, aus seiner Statthalterschaft Berry, an den Hof zurückzukehren. Der Bischoff von Luçon, (Richelieu) bot, als Unterhändler, Alles auf, ihn dazu zu bewegen, und ihm gelang es endlich. Im Junius zog Conde, wie im Triumph, in Paris ein. Aber auch Concini war nicht minder glänzend in die Hauptstadt zurückgekehrt, seinen nahen Fall ahndend, und doch ihm trotzend. Die Herzöge von Bouillon, Guise und Mayenne, zu seinem Sturz verbunden, suchten sogleich auch den Prinzen Conde, auf den die Königin wie Concini rechnete, in ihren Plan zu verwickeln, und Conde, so vorsichtig und zurückhaltend er sich zeigte, konnt' es doch nicht bergen, wie gern er darauf einging. Concini, der dieß wahrnahm, eilt' in seine Statthalterschaft nach der Normandie. Um dieselbe Zeit entriß ihm der Herzog von Longueville, einer der Mißvergnügten,

der nicht an den Hof zurückgekehrt war, eine Unterstatthalterschaft in der Piccardie, rüstete sich zu größern Unternehmungen, nahm Peronne ein, und nöthigte die Regierung, königliche Haustruppen gegen ihn zu senden. Indeß verwirrte der Hof sich immer tiefer. Die Königin, die bald den ungemessenen Einfluß Conde's zu fürchten begann, und es ihm nicht verzeihen konnte, daß er gegen Concini mit dessen Feinden sich verbündet, ging auf den Anschlag ein, ihn gefangen nehmen zu lassen. Es geschah im Louvre, und, wider Erwarten, verhielten alle Partheyen sich dabey ruhig.

Kaum hatte die Königin, auf diese sehr bedenkliche Weise, Eine Gefahr abgewendet, mehr ihrer Leidenschaft, denn kluger Ueberlegung folgend, als andre, von mehrern Seiten, sich aufthürmten. Der Herzog von Epernon, unzufrieden mit der Lage der Dinge, und nach Macht und Einfluß strebend, bildet' eine neue Verbin-

dung mehrer Großen in seiner Statthalterschaft, sammelt' ein kleines Heer, bemächtigte sich einiger fester Plätze, und bereitet' einen Angriff auf Rochelle. Auch die Reformirten hatten sich neugerüstet, und standen unter den Waffen; eilends beschlossen sie, Rochelle zu vertheidigen, und ein vielgestaltiger Bürgerkrieg schien unabwendbar. Die Soldaten hausten, mitten in ihrem Vaterland, wie Feinde; die Bürger seufzten unter ungeheuren Lasten; der Hof fand nicht Rath noch Hülfe, und mußte das Aeußerste fürchten. Dazu ward der Zwiespalt in der Regierung immer größer und offenbarer; selbst das Verhältniß des Königs zu seiner Mutter, der Regentin, konnte nicht länger so, wie es gewesen, bestehen. Denn er haßte den Concini, der noch immer die Königin beherrschte, und ward denen geneigter, die sich gegen den Günstling verschworen. Als nun diese und andre Mißvergnügte, besonders auch die vom Hof entfern-

ten Prinzen dem König, bey dessen bedenklicher Krankheit, ihre theilnehmende Aufmerksamkeit bewiesen, (im November 1616.) trat er ihnen mit noch größerer Freundlichkeit näher, und faßte Muth zu Entschlüssen, die ihm noch immer gewagt genug schienen. Aber sein Vertrauter und Liebling de Luines, der von Kindheit an sein Gespiele gewesen, und seine ungetheilte Neigung besaß, jetzt auch ein Gegner Concini's, trieb ihn zur Entscheidung, die den Sturz des Marschalls bewirken, der Königin die Herrschaft entreißen und dieselbe dem König, oder doch dessen Freunden, gewinnen sollte. Es fehlte nicht an fertigen und bereitwilligen Gehülfen, und so endet das Jahr 1616. mit den Vorbereitungen zu den Unternehmungen, die zu Anfang des folgenden glücklich ausgeführt wurden. Alles war in unruhiger Bewegung und harrte der Entscheidung. Das königliche Ansehn galt wenig; der Uebermuth, die Gesetzlosigkeit der mäch-

tigen Großen kannte keine Gränzen; das arme gedrückte Volk von der Gegenwart und der Sorge für die Zukunft gleich stark belastet, seufzte nach Erlösung, kaum stark genug, sie zu hoffen.

Eine unerschwingliche Menge von Abgaben machte die Reichsten arm, stürzte die Armen in die äußerste Dürftigkeit, und erschöpfte alle Hülfsquellen. Die Königin brauchte ungeheure Summen, ihre Werkzeuge zu bestechen, die Mißvergnügten zu versöhnen und zu beruhigen, ihre Günstlinge zu bereichern. Der König sah seine Würde als eine Vollmacht an, von den Unterthanen Alles zu nehmen, was ihm beliebte. Am Hof herrschte, selbst in den größten Nöthen, vor den Augen des tiefgebeugten Volks, die zügelloseste Verschwendung und Ueppigkeit, die sinnloseste Pracht, der tollste und frevelhafteste Uebermuth. Die innern Unruhen und bürgerlichen Kriege hatten alle Nahrungszweige verküm-

mert, Gewerbe und Handel entkräftet; die allgemeine Verwirrung und Hoffnungslosigkeit lähmte alle Thätigkeit und Betriebsamkeit. Traurig hielt man von Tag zu Tag sich hin, und obwohl erst sechs Jahre seit Heinrichs IV. Tod verflossen waren, fanden sich doch nur noch wenige Spuren von dessen Bemühungen, allen seinen Unterthanen einen Wohlstand zu sichern, der ängstlichen Sorgen sie überheben sollte.

Tief entartet war schon der Geist des Volkes; Sittenlosigkeit nahm furchtbar überhand; Treue, gegenseitiges Vertrauen, kräftiger Gemeinsinn und beglückende Bürgertugenden wurden immer seltner; die Selbstsucht verschlang alles höhere Streben und die Nationaleitelkeit, die am Scheinen und äußern Glänzen sich genügte, verdrängte den ädleren Stolz, der mit Gottvertrauen verbunden, ein Volk aus großer Trübsal erretten kann. Selbst in den Kampf für die Religion, für den Glauben, mischten sich so viele unädle

Leidenschaften, Ränke und irdische Absichten, daß der wahrhaft religiöse Sinn immer mehr entfloh. Kaum konnte noch gegen die Fremden das frühere Ansehn bewahrt werden; im Innern nagt' ein Wurm, der, wenn er den äußern Schein von Gesundheit und Kraft nicht vernichtete, ja zu Zeiten erhöhte, endlich, obwohl spät, um so unerrettbarer das Ganze zerstören mußte.

Spaniens Herrschaft, auf üppigem Boden mächtig emporgewachsen, breitete zu dieser Zeit ihre Zweige noch weit aus über viele Länder und Völker; doch war die Wurzel schon halb verdorret, während die Aeste noch fröhlich zu grünen schienen.

Die vordem getheilten kleineren Königreiche Arragonien und Castilien, Catalonien, Leon, Granada, Andalusien und Murcia, samt mehrern Herzogthümern, waren zu

Einem gewaltigen Reich verbunden worden, das seine Arme über alle Welttheile ausspannte. In Europa waren der Krone Spaniens damals auch Portugall (seit 1581.) mit seinen reichen außereuropäischen Besitzungen, dazu das fruchtbare Sicilien, Neapel und Mailand, zum Theil, obwohl als zweifelhafter Besitz, auch die Niederlande unterworfen, und die beyden Indien, mit vielen Inseln und Pflanzungen im Weltmeer, erhöhten ihre Macht und ihren Glanz. Sie durfte noch allen Kronen der Erde sich gleich stellen, und hätte, wenn sie ihre Kräfte recht zu brauchen gewußt, allen furchtbar werden können.

Aber schon krankte die Macht an unheilbarer Erschöpfung; selbst die Größe und der Umfang des Reichs schien seinen Sturz zu bereiten; mancher gefährdete Besitz (wie die Niederlande) war so theuer erkauft, mit so großen Aufopferungen vertheidigt worden, daß das Mark des Mutter-

landes sich fast verzehrt, und die Volksmenge (besonders durch Auswanderungen nach Amerika) sich sehr vermindert hatte.

Seit 1598. herrscht' auf Spaniens Thron, Philipp III. ein schwacher Fürst, der, unfähig den Ansprüchen der Zeit und seinen weitläuftigen, schon sehr verwickelten Verhältnissen zu genügen, oder sie nur zu erkennen, des Reiches Verfall beschleunigte, und sichtbarer seinen alten Einfluß auf die Europäischen Angelegenheiten verminderte, auch das seufzende Portugall, das schon seine schönsten auswärtigen Besitzungen, (auch die Molukken durch die Holländer,) zu verlieren begann, in den allgemeinen Verfall der großen Macht mit hineinzog, während er nach außen zu Zeiten noch eine gebietende Stellung annahm.

Der stolze Fürst, dessen Majestät in so vielen Ländern gefürchtet ward, war daheim eben so sehr einer einflußreichen Geistlichkeit und einem

übermächtigen Günstling, als seiner eignen Furchtsamkeit und Unruh unterthan. Noch hielt sein Feldherr, Ambrosius Spinola das Ansehn der spanischen Waffen aufrecht, und eine Zeitlang sorgt' auch sein Minister Bedmar, obwohl er im Innern des Reichs noch tiefere Verwirrung herbeiführte, nach außen die frühere Stellung Spaniens zu behaupten. Aber des Königs Günstling, der Marquis von Denia, von ihm zum Herzog von Lerma erhoben, verdrängte die kräftigsten und besten Räthe von der Regierung, bemächtigte sich alles Willens, wie des Herzens des Königs, und herrschte lange Zeit fast unbeschränkt über ihn und das Reich.

In demselben Jahr, da Philipp die Freude hatte, den von seinem Vater begonnenen Bau der prächtigen Kirche zu Montserrat, zu Ehren der Jungfrau Maria, und nicht minder des Ignatius Lojola, der eine Zeitlang dort gelebt, zu vollenden, war ein langgehegtes

Unternehmen der spanischen Geistlichkeit endlich zur Reife gediehen, das dem Land einen unermeßlichen Schaden bereitete. Noch lebten in bedeutender Anzahl, mitten unter den altchristlichen Spaniern, ruhig und betriebsam die Moriskos, Nachkommen der alten Mauren, zwar zum christlichen Bekenntniß und zur Taufe gezwungen, im Herzen aber, weil man wenig dafür gesorgt, sie mit dem wahrhaften Christenthum und seinem göttlichen Geist zu befreunden, Mahomeds Lehre noch immer ergeben. Gegen dieselben hatte der Clerus oft schon seine Klagen am Hof erneut, und den leichtverführten König allmählig zu nachdrücklichern Maaßregeln geneigt gemacht. Der eben so abscheuliche, als thörichte Plan war entworfen, diese Moriskos, unbezweifelt die nützlichsten und ungefährlichsten Unterthanen, gänzlich aus Spanien zu verbannen, und durch ihre Vertreibung die Reinheit des spanischen Katholizismus zu sichern.

Nicht verborgen blieben die Gründe, welche den Klerus zu so feindseligen Absichten gegen die Irrgläubigen stimmten. Bey Manchen wars wohl ein blinder, fanatischer Eifer für die Rechtgläubigkeit, für das Ansehn der Kirche, ein leidenschaftlicher Widerwille gegen jene, wie man meinte, nicht zu bekehrenden, ihrem falschen Propheten huldigenden Halbchristen. Der größere Theil der Geistlichkeit aber haßte sie, weil die kirchlichen Geschäfte bey ihnen schwierig und mühevoll waren, ohne durch einen erwünschten Erfolg belohnt zu werden, die Unterhaltung der Kirchen und Kapellen aber, für welche die Moriskos fast nichts thaten, den Bisthümern und Klöstern des Landes einen großen Aufwand verursachten. So wünschte man durch die Vertreibung des ganzen Volkes Mühe und Kosten zu ersparen, und berücksichtigte nicht, daß ein schöner Theil des Landes, ergiebige Felder und einträgliche Weinberge unbestellt verwildern, dem

Staat die empfindlichsten Verluste zugefügt werden mußten, wenn man so viele arbeitsame und geschickte Hände auf einmal ihm entriß, ohne sie nur einigermaßen ersetzen zu können. Der Klerus gewann den König und dessen Günstling, den Herzog von Lerma für einen Beschluß, der jedes christliche, jedes menschliche Gemüth empören mußte, und mit trauriger Spitzfindigkeit, schimpflichen Verdrehungen gesunder Rechtsbegriffe und der reinsten Gefühle, wurden alle Zweifel, alle Bedenklichkeiten, alle Gegengründe niedergeschlagen. Vergebens widerriethen fast alle Räthe des Königs die Vertreibung; vergebens widersprachen derselben wiederholt die Stände des Königreichs Valencia, wo sie beginnen sollte; vergebens stellten sie alle unvermeidlichen, höchst verderblichen Folgen dieser Maaßregel nachdrücklich vor; vergebens erinnerten die Morisko's selbst, als sie endlich dem Gerücht Glauben beymessen mußten, nachdem

sie lange sorglos geblieben, an ihre Schuldlosigkeit, ihre treue Ergebenheit und die Ungerechtigkeit solcher gräulichen Verfolgung. Der Erzbischoff von Valencia und der Cardinalbischoff von Toledo, die beyden eifrigsten Gegner, ermüdeten nicht, und scheuten kein Mittel, zum Zweck zu gelangen. Man ergriff den grundlosen Vorwand einer beabsichtigten Empörung der Morisko's und landesverrätherischer Verbindungen mit den Feinden der Christenheit. Am 5. August 1609. unterzeichnete der König im Eskurial den Verbannungsbefehl, der am 22. September den erstaunten Ständen von Valencia übergeben, und bald darauf von den Bischöfen mit hastiger Eil bekannt gemacht ward. Die unglücklichen Verbannten sollten von ihrem beweglichen Eigenthum mitnehmen dürfen, soviel sie selbst zu tragen vermöchten; würden sie etwas vernichten, oder verbergen, so sollten die christlichen Einwohner ihres Orts befugt seyn, sie zu

tödten; eine kurze Frist ward zur Abreise angesetzt, der Verkauf ihrer liegenden Gründe und unbeweglichen Habe verhindert; selbst Ehen der Morisko's mit altgläubigen Christinnen sollten, wenn diese ihren Gatten nicht folgen wollten, aufgelöst seyn, und ihre Kinder, deren Bekehrung man noch hoffte, den Eltern entrissen und zurückbehalten werden. Der Befehl ward wirklich, mit unerhörter Grausamkeit, vollzogen; die Moriskos, als sie sahen, daß jeder Widerstand vergeblich sey, nahmen von ihren Gütern, soviel sie konnten, zusammen; Viele kamen noch vor dem Auszug in Spanien um, andre auf dem Meer, durch die Grausamkeit habsüchtiger Schiffer, die, von den Ansichten ihrer Geistlichen angesteckt, gegen die Ketzer und Ungläubigen sich alles erlaubt hielten, und, um die Bekanntwerdung ihres Verbrechens zu verhüten, viele Unglückliche, deren Schätze sie geraubt, tödteten. Nur wenige wurden dafür gestraft. Ehe der

November des Jahres zu Ende ging, wurden mehr denn 150,000. abgeführt. Da empörten sich wirklich die Zurückgebliebenen, die aufs äußerste gebracht waren. Aber ihr Aufstand, der ohne Ordnung und kräftige Leitung, ganz unvorbereitet erfolgte, bereitet' ihnen noch größere Uebel; viele starben unter den blutigen Händen der spanischen Soldaten, welche die gefangenen Kinder der Moriskos als Sklaven verkauften. Im December ward auch für die Königreiche Granada, Murcia und Andalusien, bald darauf für Arragonien und Catalonien, endlich für Alt- und Neu-Castilien, Estremadura und Mancha, so wie für alle übrigen Reichstheile, wo Morisko's wohnten, der Befehl zu ihrer Vertreibung bekannt gemacht, und es blieb den Unglücklichen keine Zuflucht auf spanischem Boden, außer den wenigen, die man zurückbehielt, daß sie die Dränger und Vertreiber ihrer Brüder in der Bestel-

lung der Felder und Weinberge und dem Betrieb der Gewerbe unterrichten möchten. So verschieden die Zahl der Vertriebenen angegeben wird, so darf man doch, mit großer Wahrscheinlichkeit, mehr als 600,000. annehmen, die der spanischen Volksmenge, zugleich dem Wohlstand des Staats entzogen wurden, preis gegeben allem Ungemach, das einen großen Theil derselben aufrieb.

Bald fühlte man den nicht zu berechnenden, nicht zu ersetzenden Verlust, auf mannichfache Weise. Die Felder lieferten weniger Getraide, die Gärten nicht so reichliche Früchte, die Höhen nicht so köstlichen Wein; Verzehrer und Genießer vermißte man nicht, desto mehr die Arbeiter und Erwerber; die Ausbeute der Zölle und selbst der Krongüter nahm zusehends ab; der Ausfall des Steuerertrags mußte durch erhöhte Abgaben, die um so drückender und lästiger waren, als Gewerbe und Verkehr stockten, gedeckt werden.

Unter dem Volk ward mit der vergrößerten Last die Unzufriedenheit, mit ihr die Verdrossenheit vermehrt, und so jedes Uebel, über das man klagte, verdoppelt.

Für so großen Verlust war es ein geringer Ersatz, daß Philipp im Jahr 1610. durch Benutzung der Streitigkeiten und Verwirrungen in der regierenden Familie von Fez und Marokko, die wichtige Feste Larache, an der afrikanischen Küste erhielt. Das Volk sah nur sein Elend, fühlte nur seinen Druck, der gegen die Pracht und Verschwendung am Hof bitter abstach, und als die französische Doppelheyrath neuen, zum Theil höchst übertriebenen und sehr unnützen Aufwand, darum auch neue Abgaben herbeyführte, in lauterem Mißvergnügen und Murren kund ward. Die Schulden mehrten sich endlos; die reichen Ladungen aus Amerika, und aller Vorrath gemünzten Metalls schienen in einen unersättlichen Abgrund zu fallen, und der

reiche König eines der mächtigsten Reiche war selbst oft um eine geringe Summe verlegen, ja er litt zu Zeiten wirklichen Mangel. Der Unmuth der Großen, ihre Eifersucht, ihr Haß gegen den Herzog Lerma veranlaßte mehrere Pläne, diesen zu stürzen, auf den König mehr Einfluß zu gewinnen, und verwirrte die Reichsangelegenheiten nur noch mehr.

Das vergebliche und unnütze Bemühen, während im Innern Wohlstand, Ruh und Sicherheit fühlbarer verschwanden, noch einen stolzen Einfluß auf die auswärtigen Verhältnisse zu bewahren, erschöpfte das Land in gleichem Maaße, wie die Möglichkeit aufhörte, den wahren Zustand der verfallenden Macht vor den Augen Europas zu verbergen. Stolz sah der mehr als Eine Krone tragende König auf den kleinen Herzog von Savoyen (Carl Emanuel) herab, der die Kühnheit gehabt, sich gegen ihn, mit Frankreich, zur Zeit Heinrichs IV.

zu verbinden; aber der langwierige Kampf gegen den Herzog kostete viele Menschen und vieles Geld, ohne auch nur ein wenig Ehre einzubringen. Kaum war einige Ruh eingetreten, als der Tod des Herzogs von Mantua und Marggrafen von Montserrat 1613. einen neuen Krieg in Italien veranlaßte, der länger dauerte, als man wünschen durfte. Im Junius 1615. kam zwar der Friede zu Asti zwischen dem König und dem Herzog von Savoyen zu Stand, auf Bedingungen, die dieser, obwohl sie zum Theil empfindlich waren, doch mit Ehren eingehen konnte; aber es war von dieser Seite um so weniger Ruhe gewonnen, als mehrere spanische Große den Vertrag streng zu erfüllen nicht gemeint und bey günstiger Gelegenheit ihn zu brechen, sehr geneigt waren. Gleichwohl hatte, noch ehe die Ruh in Italien hergestellt war, eine falsche Staatskunst zur Einmischung in den Jülichschen Erbfolgestreit und die deutschen

Reichshändel verführt, woraus für Spanien nimmer ein wahrer Gewinn erwachsen konnte. Die schon versiegende Kraft, die recht im Innern zusammengehalten und sorgfältig gepflegt werden sollte, ward, in verkehrtem Streben, nach Außen verschwendet.

Wenig gesegnet konnt', unter solchen Verhältnissen, das Jahr 1616. für Spanien seyn. Hier kämpfte nicht, wie in Deutschland und Frankreich, die papistische mit der protestantischen Gemeinde; in diesem allerkatholischsten Land hatte man der Einwirkung der Kirchenverbesserung bey Zeiten gesteuert, und eine Kirchenspaltung glücklich abgelehnt. Doch war Spanien nicht glücklicher, als jene, deren Irrsale und Uebel alle in der kirchlichen Trennung gegründet seyn sollten. Fand doch auch hier die alte Kirche Gegner, freylich vermeinte nur, an denen sie sich versuchen konnte; es gelang hier, die Ketzer zu unterdrücken, wie es anderwärts

nicht gelingen konnte; die unglücklichen Morisko's mußten der siegenden Kirche weichen, die in Deutschland stärkeren Widerstand, bedeutendere Gegenwehr fand. Doch zog der finstre, zerstörende Zeitgeist auch über Spanien hin, wo kein Luther ihn geweckt, keine Reformation die Gemüther entzweyt hatte. Eine schwere, ansteckende Seuche scheint zu dieser Zeit alle Reiche ergriffen zu haben, Eine Krankheit, in mannichfachen Gestalten, fast alle zu erschöpfen, auch wo keine kirchliche Trennung eingetreten ist, die denn auch schwerlich mit Recht, als der wahre Grund so vieler Uebel anzuklagen ist.

In Philipps III. Denkart und Gesinnung ist unverkennbar Spaniens Verfall mit begründet. Doch nicht in ihm allein. Er wäre unschädlicher gewesen zu andrer Zeit unter andern Verhältnissen. Er selber diente dem unheimlichen Gespenst, das man den Geist jener Zeit nennen mag. Das Nächste übersah er, weil

auch sein Bick unstät drüber hinaus, in der Ferne umherschweifte. Nicht ein Dorf mocht' er in Italien verlieren; den unbeschränkten Besitz der abgefallenen Niederlande wieder zu gewinnen, schien ihm kein Opfer zu groß, während er in Spanien selbst die schätzbarsten Güter einer wohlgeordneten Regierung, als seyen sie werthlos, untergehen ließ; über ferne Länder zu herrschen, schien ihm ein reizendes Glück, während er daheim selbst von einem übermüthigen Günstling, von den Geistlichen und den gebieterischen Verhältnissen beherrscht ward. Bey vielen guten Eigenschaften hatt' er die wesentlichen, die einem vorzüglichen Fürsten eignen, unbebaut gelassen, oder nicht erworben. Der einzelne Leidende, der ihm begegnete, rührte sein Herz und flößt' ihm Mitleid, Geneigtheit zu helfen, ein; die ungeheuren Leiden seiner zahlreichen Unterthanen schienen kein Erbarmen in seiner Brust zu erwecken. Gesetze wollt' er

den Fremden geben; und hatte für sich keinen Willen, keinen Entschluß, keine Thatkraft. Bisweilen gedacht' er, selbst zu regieren, den überhandnehmenden Uebeln seines Reichs zu steuern; aber nie gewann er den Muth, ernstlich zu versuchen, wieviel er vermöge. Seine Frömmigkeit ward von finsterm Aberglauben, sein natürliches Wohlwollen von seinem unbesiegbaren Mißtrauen und scheuer Menschenfurcht verschlungen. Er war stolz auf die spanische Herrschaft, doch vermocht' er nicht, sich irgendwo als Herrn zu zeigen, und der Herzog von Ossuna, sein Vicekönig in Neapel, regierte dort gleich einem unbeschränkten Fürsten, wie in Mailand der Statthalter, Don Pedro von Toledo, und in Indien viele große und kleine Herren, die es fast vergessen konnten, daß sie seine Unterthanen seyen.

Von seiner Gemahlin, Margaretha, Erzherzogin von Oesterreich-Gräz, (die der

Tod ihm im Jahr 1611. entrissen;) hatt' er viele Kinder, die er liebte, deren Erziehung er aber, ungeachtet er sich's bewußt war, wie fehlerhaft die seinige gewesen, verwahrlosen ließ, weil er nicht die Kraft besaß, etwas mit Beharrlichkeit zu wollen, und die schmerzlichste Erfahrung seines eignen Lebens zu ihrem Besten zu benutzen. Es war ihm ein reizender Gedanke, ihnen eine große Macht zu hinterlassen, seine Töchter an die größten Fürsten zu verehlichen, eine zur Römischen Kaiserin zu erheben; aber dem Erben seines Reichs dasselbe in Wohlstand und Frieden zu übergeben, allen ein reineres Glück, als er selbst genoß, zu sichern, versucht' er nie mit kräftigem Ernst.

Das Jahr 1616. schien seine Regierung durch einige glückliche Erfolge und einen stolzen Einfluß auf das Ausland bemerkbar machen zu sollen. Im Junius und Julius erfocht die spanische Flotte, aus den Sicilianischen Häfen aus-

laufend, unter Don Francesko de Rivera mehre glänzende Siege über die Seeräuber an der afrikanischen Küste. Indeß war in Italien, auch nach dem Frieden von Asti, noch immer nicht vollkommene Ruh hergestellt, und es ward dieselbe recht absichtlich durch den Herzog von Ossuna, mehr noch durch Don Pedro von Toledo, und den Marquis von Bedmar, (den spanischen Gesandten bey der Republik Venedig) gestört, weil sie die verwegene Hoffnung hegten, Italien endlich unter spanische Herrschaft zu beugen, und damit ihren persönlichen und Nationalstolz zu befriedigen. Mit empörendem Hochmuth behandelte jener Don Pedro, als Statthalter von Mayland, die kleinern italiänischen Fürsten, und versäumte nichts, den Krieg, der jenen verwegenen Plan zur Ausführung bringen sollte, von neuem anzufachen. Die spanischen Truppen, die, nach dem Vertrag von Asti, auseinander gehen soll-

ten, behielt er nicht nur, und beleidigte auch den französischen Hof, als dieser die Entlassung empfahl, sondern vermehrte sie noch durch neu-geworbene; die benachbarten italiänischen Staaten sucht' er, in Hinsicht auf die spanischen Absichten, in Sicherheit einzuwiegen, und sie gegeneinander zu reizen, damit der Krieg begönne, ohne von Spanien bewirkt zu scheinen, dieses aber, unter dem Vorwand, sich des Schwächern großmüthig anzunehmen, Gelegenheit erhielte, alle zu demüthigen. So bracht' er den Herzog von Mantua gegen Savoyen auf, zugleich seinem persönlichen Haß folgend, den er gegen den Herzog von Savoyen, und gegen den Marquis von Inoyosa, der den Frieden zu Asti geschlossen, leidenschaftlich nährte. Diesem warf er öffentlich vor, von jenem bestochen worden zu seyn, weil dadurch der Vertrag selbst verächtlich ward; dem Herzog aber ließ er bitter zu verstehen geben,

wie er zu klein sey, um mit dem mächtigen König von Spanien einen förmlichen Frieden schließen zu können. Er konnte um so leichter diese stolze Sprache führen, da Philipp selbst es unerträglich fand, daß der Herzog sich gleichsam ihm gleichstelle, wenn er nicht Verzeihung nur erflehe, sondern über einen wirklichen Frieden mit ihm zu unterhandeln wage. Don Toledo sah mit Freuden, wie die Fürsten Italiens sich vor ihm beugten, und um so kühner trat er, wie der stolzeste und übermächtigste Sieger, als der auf, der über ihr Schicksal gebiete.

Nur die Republik Venedig und Carl Emanuel von Savoyen demüthigten sich nicht so leicht vor dem übermüthigen Statthalter, dessen Anmaßungen sie eine besonnene Haltung und kräftigen Ernst entgegensetzten. Venedig war noch in den Krieg mit dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich verwickelt,

weil dieser die seeräuberischen Uscochen *), die häufig die venetianische Küste angriffen und beraubten, ungerecht in Schutz genommen. Don Pedro von Toledo wollten diesen Krieg benutzen, den spanischen Einfluß auf die italiänischen Angelegenheiten zu erhöhen, und neues Ansehn zu gewinnen. Zugleich sollte der mächtige Freystaat, der durch seinen reichen Handel die Eifersucht, durch seine Verbindung mit dem Herzog von Savoyen den Unwillen der Spanier erregt hatte, gedemüthigt werden. Vergebens hatte schon der Kaiser durch die Herzoge von Toskana und Mantua den Frieden herzustellen versucht. Was ihm nicht gelungen, glaubte der spanische Statthalter bewirken zu

*) Vor den Türken aus ihrem Vaterland Dalmatien fliehend, hatten sie sich erst in Clissa, dann in Zengh (im ungarischen Dalmatien) niedergelassen, erhielten aber vom Erzherzog Ferdinand 1616. einen Landstrich in Krain zum Wohnplatz. —

können. Wirklich ließen die Venetianer, obwohl nicht ohne Sträuben und Mißtrauen, sich bewegen, die Belagerung der Feste Gradiska aufzuheben. Aber desto sorgsamer hütheten sie sich, den spanischen Unterhändlern noch mehr zu bewilligen, obwohl in Mayland schon kriegerische Veranstaltungen von den Spaniern getroffen wurden.

Venedig lehnte zwar nicht alle Friedensanträge ab, schloß sich aber, um auf Alles sich gefaßt zu zeigen, in gerechter Besorgniß, noch inniger an den Herzog von Savoyen an. Diesem ward die Erfüllung des Vertrags von Asti geradezu verweigert, und ihm empfohlen, Alles der Gnade und Mäßigung des Königs von Spanien anheimzustellen, was man auch von Madrid aus forderte. Der Herzog hätte gern eine Aussöhnung befördert; aber die Forderung der Spanier, daß er um Verzeihung bitten solle, empört' ihn, die Rüstungen italiä-

nischer Fürsten, die mit Spanien sich verbunden hatten, die drohende Stellung, welche man in Mayland nahm, reizten ihn zu standhafter Gegenwehr auf. So schien ein neuer Krieg unvermeidlich; und vergebens bemühten sich der Papst und die Könige von England und Frankreich denselben zu hintertreiben. Gegen die Ränke Don Pedro's, der selbst den Sohn des Herzogs gegen seinen Vater zu verführen versuchte, obwohl vergebens, gegen alle hinterlistigen Anschläge und Versuche desselben, rüstete sich Carl Emanuel mit dem entschlossenen und heldenmüthigen Geist, den er nie verläugnet hatte. Enger schloß er das Bündniß mit Venedig, von wannen er reiche Unterstützung erhielt; selbst Frankreich sendet' ihm den Marschall Lesdigueres, nachdem dieser noch einmal vergeblich den Frieden zu vermitteln gesucht, mit Hülfstruppen. So stellt er seine zwar minder zahlreiche, aber wohlgeordnete Macht der spani-

schen entgegen. Im September 1616. begann der Kampf. Gleich Anfangs mißlang dem Statthalter der Plan mit dem Herzog von Nemours, Heinrich von Savoyen, den er verleitet, sich gegen den Herzog mit ihm zu verbinden, um den lockenden, aber unsichern Preis, Erbe von Savoyen zu werden. Carl Emanuel erfuhr noch Zeit genug den gefährlichen Anschlag, der, wenn er ausgeführt ward, ihn in die gefährlichste Stellung brachte, und Heinrich eilte, als er sein Unternehmen scheitern sah, sich mit ihm zu versöhnen. Wechselnd war das Glück der Waffen; als der Winter Stillstand gebot, hatte der Herzog von Savoyen nur geringen Verlust erlitten; Piemont war von der Einen, Montserrat von der andern Seite verwüstet, einige Städte, mehrere Dörfer waren verbrannt worden; der Statthalter sah von seinen kühnen Hoffnungen keine erfüllt, und am Ende des Jahres leitete man, nach unnützem

Blutvergießen und Zerstören, neue Unterhandlungen ein, die in das folgende Jahr hinüberreichten, während man sich zugleich zum neuen Kampf rüstete, dessen Ausgang endlich doch ehrenvoll genug für den Herzog war.

Doch nicht in Italien allein war der spanische Einfluß noch immer bedeutend; die Staatsklugheit und Gewalt des Hofes schien größer, als sie in der That gewesen wäre, wenn man ihr einige ernstere Besonnenheit und unbefangnere Entschlossenheit entgegengestellt hätte. Sieben Jahre lang hielt Spanien den König Jacob I. von England in Unthätigkeit und thörichter Erwartung hin, da man ihm eingebildet hat, es sey möglich, ungeachtet des Unterschieds der Religion, eine Ehe zwischen seinem Sohn Carl, den er 1616. zum Prinzen von Wallis ernannte, und der spanischen Infantin, Maria Anna zu vermitteln, worauf der leichtgläubige und getäuschte König große

Hoffnungen baute, während er darüber des folgereichen Einflusses, den er ausüben konnte, beraubt ward.

In Deutschland gab die innere Zwietracht dem spanischen Hof günstige Gelegenheit, eine Macht zu zeigen, die, obwohl nur auf Schwäche gegründet, doch furchtbar schien, und den hülflosen Reichstheilen schmerzlich genug ward. Die Spanier, denen der Jülichsche Erbfolgestreit willkommenen Vorwand lieh, verwüsteten, seit dem Frühling 1616. die deutschen Lande, die ihnen offen standen, besonders einen Theil Westphalens, und setzten sich so fest, daß, unter dem obwaltenden Verhältniß, zu ihrem baldigen Abzug, oder ihrer Vertreibung, kaum noch Hoffnung blieb. Indeß hatten sie in der Nähe, in vormals abhängigen Provinzen, deren Verlust sie nicht verschmerzen konnten, einen Feind gefunden, der seine schwererrungene

Unabhängigkeit sich nicht rauben ließ, und in seiner glücklichen Selbstvertheidigung zugleich die innere Ohnmacht des stolzen Königreichs aufdeckte.

Die vereinigten Niederlande hatten am 23. Jänner 1579. die Union zu Utrecht geschlossen, am 26. Julius 1581. Spanien den Gehorsam aufgekündigt, und seitdem, zugleich für die Freyheit ihres Glaubens und des Vaterlands streitend, diese standhaft vertheidigt. Am 9. April 1609. war ihnen endlich ein Stillstand, (denn Frieden wollten die Spanier ihn nicht genannt wissen;) auf zwölf Jahre bewilligt, und ihre Unabhängigkeit, freylich eigentlich nur auf jene Frist, anerkannt worden. Der König von Spanien hatte dabey förmlich seinen Ansprüchen entsagt, und fast nichts sich vorbehalten, den Flecken und Dörfern aber, die sich

noch zur Römischen Kirche hielten, freye Religionsübung ausbedungen.

Auf diese Weise sah der kräftige Gemeinsinn der Niederländer, der, wenn er auch die innere Zwietracht nicht gänzlich vernichtete, doch gemeinsame kräftige Maaßregeln nach außen bewirkte, sich mit dem schönsten Erfolg gekrönt, und es leuchtete das Beyspiel der sieben vereinigten Provinzen allen Völkern vor. Mit jugendlicher Thätigkeit regte sich nun der neue Staat; im Schirm der Freyheit gedieh ein allgeschäftiges, ergiebiges Streben; der Handel, zu dem die Natur des Landes Bewohner bestimmt zu haben schien, genoß Schutz und Sicherheit, nachdem die unter spanischer Herrschaft stattfindenden Hindernisse, besonders für den ostindischen Handel, glücklich überwunden waren. Hier wußt' ein freyes Volk jede Gunst der Verhältnisse aufs vortheilhafteste zu benutzen.

Die Regierung des Freystaats verwalteten

die sieben Provinzen, Holland, Geldern, Seeland, Utrecht, Friesland, Oberyssel und Gröningen. Zu allen ihren Beschlüssen aber mußten alle besondern Landschaften ihre Einwilligung geben, wenn sie gültig seyn sollten. Die Abgeordneten der Provinzen versammelten sich seit 1593. in der Regel im Haag. Die Abgeordneten aller besondern Landschaften machten den Staatsrath aus. Die Macht des Stadthouders (Statthalters) war beschränkt; die Staaten behielten aus alter Gewohnheit diese Würde bey, und sie war, in vielen Fällen, von Nutzen. Moritz, Prinz von Oranien, der erste eigentliche Stadthouder, und seine Nachfolger, hatten als Generalcapitäns und Oberadmirals der Land- und Seemacht, Ansehn und Gewalt, aber keine, die, nach der Grundverfassung, der Freyheit gefährlich werden konnte. Als bald nach dem Stillstand ein besondrer Regierungsrath zur

Schlichtung der Streitigkeiten der Stände untereinander, in Vorschlag kam, der dem Statthalter größere, bedenklichscheinende Rechte eingeräumt hätte, setzte man sich, obwohl Frankreich den Plan empfahl und begünstigte, standhaft dagegen und es gelang besonders den kräftigen Bemühungen Oldenbarnevelds, des strengen und eifrigen Vaterlandsfreundes, ihn zu hintertreiben. Nur das Begnadigungsrecht und die Ertheilung der höhern, wie der niedern Stellen bey den Land- und Seetruppen blieb dem Statthalter, dessen Einfluß dadurch zwar groß, doch nicht übermächtig ward.

Durch den Stillstand mit Spanien, den England und Frankreich verbürgten, waren die Niederlande in die Reihe der selbstständigen Staaten eingetreten; sie empfingen Gesandte von allen Europäischen Mächten, und die ihrigen wurden überall mit Achtung aufgenommen. Von da an gewannen sie schnell einen un-

gemeinen Einfluß auf die Angelegenheiten Europa's; die mächtigsten Reiche bewarben sich um ihre Freundschaft, ihren Beystand, und mit Vorsicht und Mäßigung, selten ohne Nachdruck und Entschlossenheit, nahmen sie an Kriegen und Unterhandlungen Theil. So konnten sie sich der Mitwirkung bey dem Jülichschen Erbfolgestreit und den darüber entstandenen Kämpfen, nicht entziehen. Als Beschützer der Schwachen, Helfer der Unterdrückten, leisteten sie 1615. den Bürgern Braunschweigs, auf deren Bitten, gegen den Herzog Beystand, nöthigten denselben, die Belagerung der Stadt aufzuheben, und vermittelten einen billigen Vergleich. Selbst die Ottomannen ehrten sie, und der Sultan Achmed ertheilt' ihnen, im Krieg mit den Persern für sein Reich, dieselben Handelsgerechtsame, welche Frankreich und England sich erworben hatten. Auch die stolzen Venetianer hatten schon den Beystand des neuen

Freystaats gegen Ferdinand von Gräz gesucht.

Doch stellte das rasche Aufblühen der Niederlande, der bewundernswürdige Anwachs von Ansehn und Einfluß, im Innern nicht vollkommene Zufriedenheit her. Der Stillstand selbst mißfiel, uod nicht bloß aus dem Grund, weil er kein vollkommener, ewiger Friede seyn sollte. Oft erneuten sich auch von beyden verglichenen Theilen die Klagen über Verletzung des Vertrags. Die Niederländer, die in einem vierzigjährigen Kampf, kriegerisch geworden, waren in jedem Augenblick geneigt, mit den Waffen jede mögliche Beeinträchtigung der schwererrungenen Gerechtsame, abzuwehren. Allmählig verminderte sich die Streitlust; der außerordentliche Erfolg, mit dem die Künste des Friedens, Handel und Gewerbe betrieben wurden, verdrängte sie. Ungeheure Reichthümer flossen in die Provinzen; mit denselben drang

auch die Prachtliebe, und eine immer höher sich steigernde Ueppigkeit, welche die väterlichen Tugenden verdrängte, nur zu sichtbar ein. Doch ging der Geist, der die Staaten in schweren Zeiten errettet hatte, nicht unter.

Noch waren, seit vielen Jahren, die Städte Briel, Vließingen und Rammekens an England verpfändet, für ungefähr acht Millionen Gulden, welche die Königin Elisabeth allmählig vorgeschossen. Man hatte mit der Einlösung um so weniger geeilt, als die Schuld unverzinslich war, und man die Verbindung, die durch jenes Verhältniß zwischen beyden Reichen erhalten ward, vortheilhaft fand. Jetzt, da der König Jacob I. die Absicht hegte, seinen Prinzen mit der spanischen Infantin zu vermählen, und die Staaten fürchteten, daß unter diesen Umständen, jene Städte von England wohl an Spanien überlassen werden möchten, eilte man, diesen Unfall zu vermeiden. Olden-

barneveld leitete Unterhandlungen ein, die 1616. so glücklich beendigt wurden, daß der König, der immer Geld brauchte, die verpfändeten Städte gegen eine Zahlung von zwey Millionen und 500,000. Gulden, — (kaum des dritten Theils der Forderung) — zurück gab. Als er seine Uebereilung einsah, und nicht mehr zurücktreten konnte, warf er seinen ganzen Haß auf Oldenbarneveld, den das Bewußtseyn lohnte, seinem Vaterland einen wesentlichen Dienst geleistet zu haben.

Dieser ausgezeichnete Mann, der Advocat von Holland war, (d. i. Landessyndicus, nachmals Rathspensionair genannt;) hatte auf die Staats- und kirchlichen Verhältnisse der Niederlande einen sehr wohlthätigen Einfluß. Aber er, und mit ihm der unsterbliche Hugo de Grot (Grotius) bemühte sich vergebens, den innern Frieden herzustellen, den die Religionsstreitigkeiten zerrissen.

Früh schon hatte die Kirchenverbesserung hier Eingang gefunden, aber nicht bloß einen heldenmüthigen Kampf nach außen, gegen die Unterdrücker der evangelischen Freyheit, sondern auch gleich Anfangs viele, nie endende, innere Spaltungen bewirkt. Am heftigsten war jetzt der Streit der Remonstranten und Contraremonstranten, der zuerst durch Jacob Arminius (Harmsen oder Herrmanni) und seinem Gegner Franz Gomarus, beyde Professoren in Leyden, über die Lehre von der Vorherbestimmung zur Seligkeit und Verdammung, veranlaßt ward. Nach Arminius Tod, der 1609. erfolgte, hatten seine Anhänger (unter denen sich besonders sein Freund, Uytenbogart auszeichnete,) den Streit fortgesetzt, und 1610. den Ständen von Holland eine Vorstellung, Remonstrantie genannt, übergeben, in der sie ihr Glaubensbekenntniß, der Calvinischen strengen Vorherbestimmungslehre entgegen-

gesetzt, aussprachen. Mehrere Religionsgespräche hatten den Streit nicht schlichten können; alle Verordnungen der weltlichen Obrigkeit, die ihn beylegen sollten, waren vergebens gewesen; alle Staaten nahmen Parthey, und hatten schon Schutztruppen geworben, die einen bürgerlichen Krieg fürchten ließen. Nun faßten am 18. März 1616. die Staaten von Holland einen neuen Schluß, der eine frühere Verordnung vom Jahr 1614. bestätigte, den Streit auf den Kanzeln oder auf eine andre Weise fortzusetzen verbot, und den Störern der öffentlichen Ruh harte Strafen drohte. Diesem Schluß aber widersprachen mehre Abgeordnete, besonders die der Stadt Amsterdam, und ohn' Erfolg sandte man Abgeordnete dahin, unter ihnen den Hugo Grotius, dessen gelehrte und geistreiche Rede im Senat zu Amsterdam, den Schluß rechtfertigte, ohne die Aufhebung des Widerspruchs zu bewirken. Tief griff dieser Streit in die Ver-

hältnisse der Staaten ein, und ward immer mehr zugleich ein politischer, da der Statthalter, Moritz von Oranien, die Contraremonstranten schützte, die allmählig die stärkere Parthey wurden. Dringend empfahl man eine Nationalsynode, die eine zu fürchtende völlige Trennung der Staaten verhüten und den innern Frieden wieder herstellen sollte. Sie kam erst zwey Jahre später zu Stand; und der unselige Streit brachte die beyden hochverdienten Männer, Johann von Oldenbarneveld aufs Blutgerüst, Hugo Grotius in ein langwieriges Gefängniß.

So traurig gestaltete sich hier, in einem sonst glücklichen Land, das große Unternehmen, Glaubens- und Gewissens-Freyheit zu sichern. Es ist dieß die Schattenseite des herrlichen Werks, mit dessen würdigem Streben sich auch hier soviel menschliche Leidenschaft und Gebr chlichkeit vermischte, daß der befangne und partheyische

Richter, der nur diese wahrnimmt, den höheren, von solchen Irrsalen freyen Geist des frommen Bemühens, leicht verkennen und mißdeuten kann. —

Auch in England hatte die Kirchenverbesserung den Kampf veranlaßt, der kommen mußte, auf daß in ihm eine Prüfung und Läuterung gewonnen werde, die Gläubigen aber, von neuem für das höchste der Güter irdischen Gewinn und zeitliches Glück verschmähen, und das Liebste opfern lernen möchten. Der Geist der Finsterniß aber, häufig in das Gewand eines Engels des Lichts gekleidet, gesellte sich eilend zu diesem Kampf, und verwirrte die Herzen, wie die theuren Angelegenheiten der Kirche. Feindselig trennten sich die Geister, die, im Wesentlichen, nach Einem Ziel ringend, gemeinsam und engverbunden wirken sollten für das Eine. —

Die lange und weise Regierung der Königin Elisabeth, — einer ausgezeichneten Fürstin, — hatte wohlthätig auf alle Verhältnisse eingewirkt, auch die kirchlichen mehr geordnet, ohne allen Zwiespalt auflösen zu können. Ihre Mäßigung bildet' einen kräftigen Gegensatz gegen die Leidenschaftlichkeit vieler, vielleicht frommer, aber nicht im wahrhaften Geist der Liebe wiedergeborner Eiferer, und die in vielem hellsehende Frau milderte die schroffe Strenge der streitenden Männer. So lange sie lebte suchte sie die tiefen Wunden zu heilen, die frühere Verirrungen und Gewaltthaten ihrem Volk geschlagen, und mit soviel weiblicher Gewandheit und Klugheit als männlichem Ernst und entschlossener Beharrlichkeit führte sie die Zügel eines tief verworrenen, durch sie aber befestigten Reichs.

Um ihren Thron versammelten sich viele ausgezeichnete Geister, deren seltene Gaben sie zum gemeinen Besten zu benutzen verstand. Wie zu

allen Zeiten, selbst in den ungünstigsten, ein heller und kräftiger Geist auf dem Thron viele Geister geweckt und in einflußreiche Thätigkeit, die ohn' ihn vielleicht minder hervortretend und minder eingreifend gewesen, in ein fruchtbares Zusammenwirken versetzt hat, so ward Elisabeth die Erweckerin vieler Kräfte, die im Dienst höherer Ideen sich selbst vollendeten und ihr Volk bildeten.

Ihr Reich wuchs unter ihrer Leitung zugleich zu größerer Macht und selbstständigerem Leben schnell empor. Ohne die auswärtigen Verhältnisse unbeachtet zu lassen, sorgte sie doch zunächst für die innern, durch deren festere und glücklichere Gestaltung allein Würde und wünschenswerther Einfluß nach außen behauptet werden kann. Im Innern gedieh ein ergiebigerer Feldbau, Gewerbe und Handel, und das vom Meer umgebene Land gewann eine angemessene Schiffahrt und Seemacht. Nicht engherzig und

beschränkt den augenblicklichen persönlichen Gewinn erwägend, sondern freysinnig und unbefangen jedes würdige Streben ehrend, begünstigte sie den ädlen Freyheitskampf der Niederländer, und gab ihrem Volk auch für die spätesten Zeiten, ein von ihm nicht immer erkanntes Beyspiel wahrhafter Staatsklugheit.

Ruhiger, stärker und geehrter hinterließ sie das Reich; ihre Sparsamkeit hatte streng hausgehalten mit den erhöhten Einnahmen, und ihre Strenge die Liebe des Volks, das ihren Werth erkannte, ihr nicht rauben können. England trauerte als sie sich ihrem Ende näherte, obwohl man dem neuen Thronfolger nicht ohne Hoffnungen entgegensah. Als sie 1603. (am 24. März) gestorben, empfing die Krone Englands James (Jacob) I. König von Schottland, aus dem Haus Stuart, ein Sohn der unglücklichen Maria. Er vereinigte beyde Reiche unter Einem Haupt, und die in bittrer Feindschaft

erst gegen einander gekämpft, deren Eifersucht und Haß auch noch lange nicht ausgetilgt ward, dienten nun, obwohl unter ungleichen Verhältnissen und verschiedenen Gesetzen, doch Einer Macht.

Jacob aber war den gerechten Ansprüchen, die man an ihn, als den Nachfolger der großen Elisabeth und den Erben so weitläuftiger Herrschaft machen durfte, nicht gewachsen. Von den hohen Gaben und Tugenden seiner Vorgängerin schien er fast nur das Gegentheil zu besitzen, statt ihres Muthes zeigt' er meist nur Furchtsamkeit, statt ihrer planmäßigen Standhaftigkeit, schwankende Unentschlossenheit, statt ihrer alles umfassenden, alle Staatsangelegenheiten beachtenden Thätigkeit, eine träge Gleichgültigkeit gegen die theuersten Verhältnisse, die er unzeitigen Grübeleyen nachsetzte. An Eitelkeit war er der königlichen Frau überlegen. Sie hatte selber regiert und den Einfluß ihrer Begünstigten zu mä-

ßigen gewußt. James ward regiert von einem Günstling, dem Herzog von Buckingham, dessen Selbstgefälligkeit alles zu übersehen glaubte, dessen Hoffarth und Eitelkeit stets neuer Nahrung bedurfte, der dem König eben so knechtisch schmeichelte, wie er die überlegensten Männer herrisch behandelte, und der kaum durch Ein wahres Verdienst der Schwachheit, die der König gegen ihn bewies, einige Entschuldigung lieh. Wie zu derselben Zeit die Königin Regentin von Frankreich durch Concini, der König von Spanien durch den Herzog von Lerma geleitet ward, so der König von England durch Buckingham; dieser aber war unter den drey Günstlingen der gehaltloseste; seine körperliche Schönheit allein empfahl ihn, der nicht einmal ein einnehmendes Betragen hatte, dem König.

Doch dauerte auch unter dieser schlaffen Regierung die kräftige Anregung fort, die Elisa-

beth ihrem Volk gegeben, also daß ihr Verdienst, auch nach ihrem Tod noch fortwirkend, um so mehr verherrlicht ward. Ihr Andenken lieh selbst ihrem Nachfolger einen Glanz, eine Würde, die er selbst nicht zu behaupten vermochte, und was seinem ohnmächtigen Willen an Nachdruck gebrach, das schien noch immer das Gedächtniß ihrer geehrten und gefürchteten Herrschaft zu ersetzen. Ein wahrhaft großer Herrscher übt eine so außerordentliche und ausdauernde Gewalt, daß sein Nachfolger nur nicht von allem Geist verlassen seyn darf, um auch der Erbe des fürstlichen Ansehns zu seyn, ohne durch das größere Vorbild gänzlich verdunkelt zu werden.

In Jacobs I. Händen aber ward selbst die fast ungemessene Gewalt, die Elisabeth geübt, in ein Zerrbild verwandelt. Die falschen Herrschergrundsätze, die er mit nach England gebracht, schienen zwar, weil jene mehre derselben mit Erfolg geübt, um so leichter Anwendung

zu finden, aber weil er solche ohn' Ueberlegung und zur Unzeit öffentlich aussprach, und ungeschickt anwendete, wurden sie ihm um so gefährlicher, seinem Sohn und Nachfolger aber, auf den sie forterbten, endlich verderblich. Jacob hatte mehr die Laune, als die Kraft eines Despoten. Den Geistlichen wußt' er, mit eitler Liebhaberey, theologische Streitfragen zur Entscheidung vorzulegen; aber die große Aufgabe eines Herrschers auf mächtigem Thron verstand er nicht zu lösen. Durch seine Einmischung in die kirchlichen Streitigkeiten gewährt' er denselben noch stärkere Nahrung, und mehrte die Verwirrung, die ohnehin schon groß war. Die Ueberzeugung Andrer wollt' er bestimmen, ohne selbst einige Festigkeit darinnen erhalten zu haben. So stritten unter seiner Regierung die Episcopalen und Puritaner miteinander fort, und der König schwankte zwischen ihnen in der Mitte.

Oft und vielfältig fand er mit seinen herrischwillkührlichen Grundsätzen Anstoß. Sie eigneten sich nicht für ein Reich, in dem das Parlament, auch das Haus der Gemeinen, ihnen gradhin entgegengesetzt war. Gleichwohl bestärkt' er sich darinnen, als er in seinen ersten Versuchen, und in dem vorübergehenden Widerstand des Parlaments, die Erfahrung machte, daß die Ehrfurcht vor der königlichen Gewalt groß genug war, um große Hindernisse zu überwinden, Beliebiges durchzusetzen, Unbeliebiges abzulehnen. Nur darinnen erkannt' er bald die Macht eines freyen Volkes, daß er die von ihm gewünschte und gesuchte völlige Vereinigung beyder Reiche, Englands und Schottlands auf keine Weise durchzusetzen vermochte, weil das englische Parlament derselben standhaft widersprach. Auch Geldbewilligungen erhielt er nicht so leicht, wie er, der sich gern einen „un-

umschränkten König" nannte, erwarten durfte.

Wie wenig es bey einem Fürsten bedarf, die Liebe eines treuen Volks zu gewinnen, erfuhr auch Jacob, wenigstens eine Zeitlang. Er konnte sie in jener furchtbaren, sogenannten Pulververschwörung (1605.) als der glücklich entdeckte Anschlag einiger Katholischen auf seinen, seiner Familie und des ganzen Parlaments Untergang, ihm Zeichen aufrichtiger Theilnahme, und eine gutmüthige Nachgiebigkeit gegen seine Wünsche, zu Theil werden ließ, erkennen, obwohl hier die Liebe für den König zugleich mit dem Unwillen und Haß gegen die Katholischen so gemischt hervortrat, daß bisweilen zweifelhaft bleiben konnte, welches Gefühl in der Stimmung des Volkes überwiege. Allmählich minderte sich auch die große Ergebenheit, die Jacob, als Erbe der Elisabeth, bey den Engländern fand, und immer stärker und hartnäcki-

ger begegneten die häufig berufenen Parlamente seinen Forderungen und Anmaaßungen. Nicht geübt in weiser Sparsamkeit und Beschränkung, sah er seinen Schatz stets so erschöpft, daß er, weil andre Hülfsquellen sich nicht fanden, immer von neuem beym Parlament um Zuschüsse sich bewerben mußte, dieses aber, da er zu gleicher Zeit auch dessen Rechte gefährdete, kühner und entschlossener seine Anträge abschlug. So entwickelte sich allmählig zwischen dem König und seinem Volk eine Spannung, die immer offenbarer ward. Zwar erwarb Jacob sich ein wesentliches Verdienst durch die bessere Verfassung, die er in Irland einführte, und die sowohl die oft sich erneuenden Unruhen der wilden Iren etwas seltner machte, als die Grundlage einer höhern Bildung des Volks ward. Aber leichter wurden seine Schwachheiten bemerkt; er verlor immer mehr Ansehn und Einfluß. Die unbesonnene Verschwendung, mit der er seit dem Anfang seiner

Regierung, Gnadenbezeugungen, Titel und Ehrenzeichen ausgetheilt, hatte diese so verächtlich gemacht, daß er selbst den Eitlen dadurch kaum gewinnen konnte; die traurigen Maaßregeln, die er ergreifen mußte, um für sich und seinen Günstling Geld herbeyzuschaffen, dessen nie genug war, machten ihn fast verächtlich. Die Auszeichnung, die er mitten in England den Schotten gewährte, weckten viele Eifersucht, wiewohl er Anfangs viele Räthe der Elisabeth beybehalten hatte, und auch nachmals nicht abgeneigt war, in den ersten Staatsämtern Engländer anzustellen.

So eifersüchtig diese über ihre Freyheiten wachten, so hätt' es doch nur einiger Klugheit von Seiten des Königs bedurft, den Freyheitssinn zu mäßigen, und die größten Vortheile für die Krone zu gewinnen. Denn noch war die englische Verfassung nicht so unantastbar, wie später, und das Verhältniß der Volksrechte zu

den königlichen nicht so umfassend bestimmt, daß es unmöglich gewesen wäre, mit kluger Beharrlichkeit eine Fürstengewalt zu bewahren, die der in andern unbeschränktern Alleinherrschaften gleich gewesen wäre. Jacob aber, der wirklich dieses beabsichtigte, wirkte sich selber entgegen, und legte, wider seinen Willer, den Grund zu den größern Freyheiten der Engländer, die später auf eine, für die königliche Familie höchst schmerzliche Weise, errungen wurden.

Größere Zuneigung fand er bey den Schotten, die sonst vor der königlichen Gewalt sich nicht sehr beugten, jetzt aber stolz darauf waren, daß sie dem gehaßten England einen König gegeben hatten. Sie lebten daheim nun ruhiger und gehorsamer, als wollten sie ihren Fürsten nicht hindern, desto nachdrücklicher die Engländer beherrschen zu können. Sie scheinen dabey fast vergessen zu haben, daß die Vereinigung beyder Kronen auf Einem Haupt am meisten jene

Unabhängigkeit gefährde, für die ihre Väter (sowohl die Abkömmlinge der uralten celtischen Landeseinwohner, als die der später Eingewanderten) so standhaft und selbstaufopfernd gekämpft hatten. Denn es konnte nicht fehlen, daß endlich doch das schwächere Reich von dem stärkern, in dem auch der König den Mittelpunkt der Macht bildete, abhängig ward, da eine solche völlige Verschmelzung, die beyder Völker Rechte und Freyheit gleichgestellt und gleichheilig befestigt hätte, kaum zu hoffen war. Jacob war jedoch von Seiten Schottlands völlig sicher.

Die Engländer indeß, die mit Jacobs Regierung immer unzufriedner wurden, beklagten um so allgemeiner und aufrichtiger den Verlust des Prinzen von Wallis, Heinrich, der am 6. November 1612. gestorben war. Schon im ersten Jünglingsalter hatt' er sich die Liebe der Nation in einem hohen Grad erworben, und

seine allerdings ausgezeichneten Eigenschaften berechtigten zu großen Erwartungen. Er war die Hoffnung des Volkes gewesen, das nun die Gegenwart um so unmuthiger ertrug, als selbst die freudigere Aussicht in die Zukunft ihm getrübt war. An Heinrichs Statt ernannte 1616. Jacob seinen Sohn Carl zum Prinzen von Wallis, und leitete die Verbindung mit der spanischen Infantin ein. Aber dieser Plan mißfiel der Nation, und gab zu neuer Unzufriedenheit Veranlassung. Dazu ließ der König in demselben Jahr sich verleiten *), die von den Niederlanden verpfändeten Städte gegen Wiedererstattung eines geringen Theils der Schuld, deren Unterpfand sie waren, herauszugeben, und erregte auch dadurch lauten Tadel. Denn die nicht ganz verwerflichen Gründe, die ihn dazu bestimmt hatten, namentlich der große

*) S. oben S. 264.

Aufwand, welchen der Unterhalt der Besatzungen verursachte, wurden von den Meisten weniger beachtet, als die neue Geldverlegenheit des Königs, der allein man einen so unvortheilhaften Handel zuschrieb, wie sie denn auch wirklich den meisten Antheil daran haben mochte.

Aber selbst unter diesen ungünstigen Verhältnissen entwickelte sich die von Elisabeth begründete Blüte des Landes immer weiter. Der Ackerbau gewann an Vollkommenheit und Ergiebigkeit; Handel und Schiffahrt, besonders die unter Elisabeth gegründete ostindische Compagnie, die schnell sich mehrenden Pflanzungen in andern Welttheilen, und neue Entdeckungen, die sich bis tief in das Eismeer bis nach Spitzbergen hin, erstreckten, führten unermeßliche Reichthümer in das Land, und erzeugten einen allgemeinern, nicht mehr bloß, wie früher auf den hohen Adel beschränkten Wohlstand. Die durch Betriebsamkeit emporgekom-

menen, glücklichen Bürger hielten mit ihrem reichen Erwerb weislich Haus, und fanden darinnen nur Aufforderung zu neuen größern Unternehmungen, die auch vielen ihrer dürftigern Mitbürger Nahrung gaben. Der alte Adel indeß ahmte dem König in Verschwendung nach, zersplitterte, was die Väter gesammelt, und die Schätze, die erst in wenigen Händen gewesen, vertheilten sich unter viele, die dadurch aus großer Dürftigkeit zu einer heitrern und gemächlichern Lebensweise gelangten. Also wurden die Bürger Englands wohlhabend, und von dem Druck der täglichen Sorge, die früher sie belastet, nun entbunden, nährten sie um so kräftiger einen ädlern Freyheitssinn, der die englische Verfassung vollendete.

Dieser Freyheitssinn und der allgemeinere Wohlstand erweckt' auch ein schöneres und höheres Streben in W i s s e n s c h a f t und K u n s t, die, ohne der unmittelbaren Unterstützung des Hofes

zu bedürfen, sich reicher entfalteten. Zu dieser Zeit besaß England seinen größten, unübertrefflichen Dichter, Shakespeare, der jetzt in der Fülle männlicher Kraft, obwohl noch immer von seinem Volk nicht ganz erkannt, seine Meisterwerke lieferte, aber bald nachher (1617.) frühzeitig ihm entrissen ward.

Wie glücklich wäre England gewesen, wenn nicht der Kampf der Leidenschaften den Kirchenfrieden, zugleich den Frieden der Nation gänzlich zerstört hätte! —

Zu den glücklichern Ländern Europa's gehört in dieser Zeit Dänemark. Hier hatte das Werk der Kirchenverbesserung, als einmal die mächtigsten Hindernisse und der kräftigste Widerstand überwunden waren, sich vorzüglich rein und sicher gestaltet. Die päpstliche

Kirche hatte der Gewalt der Glaubensfreyheit weichen müssen, und ungehemter entfalteten sich seitdem die Verhältnisse der evangelischen Gemeinde, deren Bekenntniß das Alleinherrschende im Staat ward. Hier traten denn auch nicht, wie anderwärts, die traurigen Folgen einer Kirchenspaltung ein; mit dem ruhigern Ernst, der den germanischen Völkern eigen ist, der aber bey andern durch die Bewegungen eines vieljährigen schweren Kampfs von einer fast unvermeidlichen Leidenschaftlichkeit mit hingerissen ward, und doch nicht ohne Begeisterung, die unentbehrlich ist für große Unternehmungen, nahmen die Dänen das neue Licht auf, das von Deutschland aus ihnen entgegenleuchtete; friedlicher, obwohl nicht unangefochten, nicht ohn' einigen Streit, breitete sich die neue Ueberzeugung aus, und unter dem Schirm der errungenen, von der Vorsehung verliehenen Freyheit, gedieh nun schöner die religiöse Bildung des Volks. Der Staat

selbst schien ein neues Leben gewonnen zu haben; frischer regten sich alle Kräfte; es war eine neue und bessere Zeit wirklich erschienen, wenn auch nicht alle Uebel, die von menschlichen Verhältnissen unzertrennlich sind, vernichtet werden konnten.

Nicht mehr waren die skandinavischen Reiche unter Einer Krone verbunden; aber Dänemark, das in seinen deutschen Landen eine starke Brustwehr, und durch sie auch einen achtbaren Einfluß auf das Ausland behielt, und in Norwegen zwar keine ergiebige Goldgrube, aber einen schönen Edelstein seiner Krone besaß, auch durch seine Schiffahrt und seine ersten Pflanzungen in andern Welttheilen seine Macht erhöhte, war unter den europäischen Staaten nicht der geringste. Die gegenseitige Eifersucht der Skandinavier hatte noch nicht geendet, doch war Christian III. König von Dänemark, durch die glücklich bewirkte völlige Einverleibung Norwegens

einer ferneren Trennung zuvorgekommen, nicht ohne Verletzung der Freyheit der Normannen, denen er ihren Reichsrath entrissen hatte.

König Friedrich II. hatte bey seinem Tod (1588.) einen unmündigen Kronprinzen, Christian IV. (geboren 1577.) hinterlassen, der schon in seinem dritten Lebensjahr zum Thronfolger erwählt worden. Im Jahr 1593. vom Kaiser für volljährig erklärt, trat er die Regierung der Herzogthümer an, deren Theilung mit seinen Brüdern er ablehnte. Drey Jahre später begann seine Regierung auch in Dänemark, und feyerlich beschwor er die Capitulation seines Vaters.

In ihm hatte das Reich einen ausgezeichneten Fürsten gewonnen, unter dessen Obhut alle Segnungen der früher erkämpften Gewissensfreyheit sich reicher entwickeln konnten. Mit einem hellen und lebendigen Geist verband er eine aufrichtige

Frömmigkeit, natürliches Wohlwollen, einnehmende Freundlichkeit und treue Liebe zu den von Gott ihm anvertrauten Unterthanen; über die innern und äußern Verhältnisse seines Staats dacht' er klar und richtig, und mit großer Thätigkeit wirkt' er für das, was er als löblich und nützlich erkannt hatte. Dabey fehlt' es ihm nicht an Muth und Entschlossenheit, noch an Kraft und Festigkeit, auch große Schwierigkeiten zu überwinden, und drohenden Feinden sich entgegenzustellen. Weil er nichts wollte, als was er wohl erwogen und als gut befunden hatte, und Alles, was er wollte, mit Klugheit und Beharrlichkeit förderte, wirkt' er mit außerordentlichem Erfolg. Darum hingen seine Unterthanen mit Vertrauen und Liebe ihm an, und darinnen fand er unerschöpfliche Hülfsmittel für seine großen Unternehmungen, die mehr auf innern Wohlstand, als auf äußern Glanz und Einfluß berechnet waren.

Gleich der Anfang seiner Regierung ward durch heilsame Beschlüsse ausgezeichnet. Er verordnete die Berichtigung und Ergänzung der alten, großentheils noch ungedruckten, norwegischen Gesetze, und ließ zu diesem Zweck die besten alten Handschriften herbeyschaffen. Jahrelang ward mit Sorgfalt daran gearbeitet, und 1605. das so verbesserte und erneuerte Gesetzbuch eingeführt. Auch die Reichsgränzen wurden berichtigt, und dadurch künftige Streitigkeiten verhütet. Der Kirchen und Schulen nahm er sich treulich an; 1607. ließ er eine neue, wohlgeprüfte und strenge Ordnung für die Kirchen, und bald darauf eine ähnliche für die Schulen bekannt machen, und es ward fleißig darüber gehalten.

Schiffahrt, Handel und Gewerbe begünstigt' er auf die verständigste und nachdrücklichste Weise. Seine Flotte, die seit 1605. wiederholt nach Grönland segelte, entdeckte die Da-

visstraße, und bereitete künftige ersprießliche Niederlassungen in jenen unwirthbaren Gegenden vor. Um diese Zeit war durch die Niederländer die Hudsonsbay und 1615. die Baffinsbay entdeckt worden, und der König traf schon Anstalt, diese Entdeckung auch für sein Reich zu benutzen, worüber er sich mit seinem Admiral Jens Munk berieth, der jedoch erst einige Jahre nachher ausziehen konnte. Auf einer von der Ostsee umgebenen Halbinsel, wo nur wenige Hütten standen, erbaut' er 1603. die Stadt Christianopel, 1614. in Schonen, am Fluß Helgeå, die wichtigere Christianstadt, die er freygebig begünstigte und schnell zu einem wichtigen Handelsplatz erhob. Im Jahr 1616. entwarf er den Plan zu der Stadt Christianshafen, (auf der Insel Amack) die im folgenden Jahr gegründet, und nachmals mit Kopenhagen enger verbunden ward, und zu Glückstadt, im Hollsteinschen, die

nach wenigen Jahren, in einer wüsten Gegend, doch kräftig aufblühte.

Einige Kaufleute in Kopenhagen hatten sich zu gemeinsamer Betreibung des Handels nach Ostindien, Japan und China verbunden; der König, der heilsame Unternehmungen gern und eifrig begünstigte, gründet' auf diese Vereinigung 1616. (am 17. März) die Ostindische Handelsgesellschaft, ertheilt' ihr viele Freyheiten und sicherte sie auch später noch durch Verträge mit England und den Niederlanden. Bald verbreitete sie eine neue ergiebige Handelsthätigkeit, die auch für den königlichen Schatz sehr einträglich ward.

Erst später konnt' er mit größerem Nachdruck auch Künste und Wissenschaften befördern, denen er zunächst einen festern Boden und reichere Hülfsquellen eröffnen mußte. Doch versäumt' er nichts, was auch von dieser Seite seinem

Volk wohlthätig seyn konnte, und den Verhältnissen entsprechend war. Wachsam in allen Verhältnissen, dem evangelischen Glauben treu ergeben, für die Aufrechthaltung desselben besorgt, verbannt' er 1613. die Jesuiten, die sich eingeschlichen und schon mehre zum Abfall bewogen, auf ewige Zeiten aus seinem Reich.

So richtig er erkannte, daß der Friede seinem Volk und seinen Plänen nothwendig sey, unterließ er doch nicht, auch für eine Heersmacht zu zu sorgen, die möglichen Angriffen kräftig begegnen könne. Er vermehrte die Zahl seiner Soldaten und verbesserte die Kriegsverfassung, wozu ihn auch die drohende Stellung Schwedens, dessen König Carl, schon als Herzog von Südermannland, ihm feindselige Gesinnungen gezeigt, aufforderte. Im Jahr 1611. ward er genöthigt, an diese Macht den Krieg zu erklären, der mit wechselndem Glück fortgesetzt, und unter englischer Vermittlung 1612. (am 29.

November) geendet ward, als Gustav Adolph die Hand zum Frieden bot. Der Friedensschluß ließ dem König von Dänemark das Dreykronenschild, das alte Zeichen der Vereinigung der drey skandinavischen Reiche unter dänischer Herrschaft, deren Ehre Christian gerettet hatte. Von nun an war er für die innern Verhältnisse, und die Macht, die auf innre Ordnung und Wohlstand beruht, noch thätiger, obwohl er 1613. auf einen neuen Krieg sich gefaßt machen mußte. Lübeck hatte sich mit den andern Hanseestädten und den Niederländern, auch mit Schweden verbunden, von Dänemark die Aufhebung des Sundzolls und die freye Schiffahrt aus der Nordsee in die Ostsee zu erzwingen, worein der König nicht willigen konnte. Besonnen und rasch ergriff er die zweckmäßigsten Maaßregeln zur Abwendung der Gefahr, und fand in ihr nur neue Veranlassung, seine Land- und Seemacht zu erweitern und besser zu

ordnen, besonders auch eine größere Anzahl von Matrosen in beständigen Sold zu nehmen.

Auf solche Weise leuchtet' unter den damaligen Fürsten Europa's Christian IV. hervor. Auch die Fremden ehrten ihn, und suchten die Verbindung mit ihm. Im Jülichschen Erbfolgestreit bemühten sich alle Partheyen, seinen Beystand zu gewinnen, und bald nach dieser Zeit fühlt' auch er sich berufen, zum Schutz seiner protestantischen Glaubensgenossen in Deutschland, die Waffen zu ergreifen. Die engere Verbindung mit dem deutschen Reich hielt er werth, suchte sie aber auch zu seinem Vortheil zu benutzen, wie er denn für seine nachgebornen Söhne deutsche Bisthümer und Canonicate zu erhalten bedacht war. Sein ältester Prinz Christian V. war schon 1608. zum Thronfolger gewählt worden. Christian IV. aber lebte zum Glück seiner Unterthanen noch vierzig Jahre nachher, und sah die ganze Zeit

des dreyßigjährigen Krieges vorübergehen, während dessen die deutschen Angelegenheiten, an welchen er lebhaft Theil nahm, ihn vielfältig beschäftigten. Er war, nach einem alten wahrhaften Zeugniß „ein Fürst im Krieg und Frieden mit allen Tugenden geziert, der das Reich, das er ohnmächtig und gebrechlich gefunden, stark und herrlich hinterließ.“

Während Dänemark so kräftig und glücklich, seine Macht entwickelte, hatten Religions- und Regierungs-Streitigkeiten das Reich Schweden verwirret, und ihm viele Leiden bereitet. Johann III. der durch Gewaltthat gegen seinen Bruder, Erik XIV. zur Regierung gekommen (1568.) hatte sich für die Römische Kirche gewinnen lassen, und sich heimlich zu derselben bekannt. Doch blieb seine Ueber-

zeugung immer schwankend, und bey dem Bemühen einen Mittelweg zwischen dem Katholischen und Lutherischen Lehrbegriff und den demselben entsprechenden Gebräuchen zu finden, um, wie er meinte, die Verfassung der ältesten christlichen Kirche herzustellen, verwickelt' er sich in so unvermeidliche Widersprüche, daß er, beym Mangel der nöthigen Klarheit und Festigkeit, nur bösen Saamen ausstreuen konnte. Im Jahr 1574. hatt' er das neue Meßbuch, die sogenannte Liturgie ausarbeiten lassen, worinnen viele von den päpstlichen Kirchengebräuchen wieder angenommen waren, und die er überall, in seinem evangelischen Land durchzusetzen eifrig bemüht war. Es gelang die meisten schwedischen Geistlichen, selbst gegen ihre Ueberzeugung, zur Annahme der Liturgie zu bewegen. Bald aber ward der Widerspruch allgemeiner, und des Königs Bruder, Carl, Herzog von Südermannland, wirkte der Liturgie, so wie der

Gefahr, daß der Katholizismus in Schweden wieder herrschend werden und der Protestantismus endlich gar verdrängt werden möchte, stark und beharrlich entgegen. Indeß hatten die Jesuiten den verderblichsten Einfluß gewonnen; sie, die überall umherspürten, witterten alle aus, die den Absichten des Königs entgegen waren, bemühten sich, allmählig den ganzen Papismus in Schweden wieder herzustellen, und kränkten die Gewissensfreyheit, um so leichter, als selbst viele angesehene Geistliche von ihnen gewonnen waren. Gegen Ende seines Lebens ward König Johann zwar selbst gegen diese bösen Rathgeber und Verführer mißtrauisch, und gab auf seinem Todtbette die Liturgie, die soviel Streit und Unheil gestiftet, mißvergnügt auf; aber der Friede im Reich war doch auf lange Zeit zerstört.

Gleich nach seinem (am 17. Nov. 1592. erfolgten) Tod, ehe sein Sohn Siegismund,

der die polnische Krone erhalten und sich öffentlich zur Römischen Kirche bekannt hatte, in Schweden eintreffen und die Regierung antreten konnte, hatte eine Kirchenversammlung, unter Leitung des Herzogs von Südermannland, die Liturgie wieder abgeschafft, und das reine Evangelische (Lutherische) Bekenntniß wieder hergestellt. Als nun Siegismund endlich aus Polen in sein Väterreich kam, um dessen Krone zu empfangen, verleitet' ihn sein unverständiger Katholizismus, und der übermächtige Einfluß, den er den Jesuiten einräumte, mit Verläugnung aller Klugheit und Gerechtigkeit, den Plan zur völligen Wiederherstellung der papistischen Kirche in Schweden, ganz offen zu verfolgen. Da ward die Unzufriedenheit seiner Unterthanen schnell allgemein, und doch hätte der König seine Gewalt noch retten können, wenn er sich nicht gänzlich den Jesuiten preis gegeben, die bey dem Ungestüm, mit

dem sie für ihre Sache arbeiteten, als wollten sie in Schweden die Gegenreformation im Sturm bewirken, ihre sonstige Klugheit verläugneten.

Drum faßten schon im Jahr 1600. auf dem Reichstag zu Linköping die Stände, nach vielen vorangegangenen Streitigkeiten mit Siegismund, den Beschluß, daß er der schwedischen Krone verlustig, der Herzog Karl von Südermannland aber als Reichsvorsteher bestätigt seyn sollte. Vorläufig wählten sie diesen auch schon zu ihrem König, und seinen ältesten Prinzen Gustav Adolph (geboren am 9. December 1594.) zu seinem Nachfolger. Dabey ward Siegismunds Bruder, der Prinz Johann, der nächste rechtmäßige Thronerbe, der auch im evangelischen Bekenntniß beharrte, gänzlich übergangen. Er aber entsagte selbst, und in der That freywillig, der drückenden Krone, und begnügte sich mit dem Besitz von Ost-

gothland, das ihm auf seine Bitten, statt des vorher ihm zugesprochenen Finlands, als Entschädigung übergeben, und nachmals durch König Karl noch erweitert ward. Dieser erklärte sich jedoch noch nicht gleich zur Annahme der Krone bereit, führte auch noch nicht den königlichen Titel, selbst als der Reichstag zu Norköping 1604. ihn aufs neue gewählt hatte. Erst am 15. März 1609. ließ er sich feyerlich zum König krönen, nachdem er schon lange die Last der Regierung drückend empfunden und eine lebhafte Unzufriedenheit, besonders mit dem Reichsrath, geäußert hatte. Die schwedischen Stände aber hatten schon 1605. dem König Siegismund die Auffageschrift nach Pohlen gesendet, wo der Senat endlich zu einem Krieg gegen Schweden seine Einwilligung gab, und nachmals auch die wiederholten Friedensanträge Königs Karls zurückwies. Zu gleicher Zeit hatte dieser sich in einen schweren Kampf in Ruß-

land verwickelt, das durch die auftretenden falschen Demetrien verwirret ward, und wo die Schweden, mit deutschen und französischen Truppen verbunden, unter dem heldenmüthigen Feldherrn Jacob de la Gardie mehrmals bis Twer und Moskau vordrangen, aber auch unersetzliche Verluste erlitten, besonders in dem harten Winter, der 1608. durch ganz Europa herrschte. Dazu kam ein Krieg mit Dänemark, den Karl jetzt gern vermieden hätte, und im Jahr 1611. durch einen dem König Christian angebotenen Zweykampf zu enden suchte, welchen derselbe aber mit harten Worten ablehnte. In diesem dreyfachen Kampf erschöpfte sich Schweden; mehrmals empörten sich die eigenen und die fremden Soldaten, (in Deutschland, der Schweiz, England und den Niederlanden geworben,) weil ihnen ihr Sold nicht richtig gezahlt werden konnte.

In so bedrängter Lage arbeitete Karl

standhaft und unermüdet, nicht nur an der Sicherung, sondern auch an dem sehr gefährdeten Wohlstand seines Reichs. Er that in den schwierigsten Verhältnissen außerordentlich viel für Handel und Schiffahrt, für Gewerbe und innere Ordnung, über die er mit unerbittlicher, oft allzuscharfer Strenge hielt. Eifrig für die Religion, aber immer unzufrieden mit den Geistlichen, sucht' er die Königliche Gewalt auch durch Herstellung des Kirchenfriedens zu beweisen, den er aber selbst fast noch mehr gestört hatte. Denn eine Zeitlang neigt' er sich zum Calvinismus hin, ward aber der Evangelischen Lehre wieder mehr zugethan, als ein calvinischer Lehrer, Forbesius, seine Meinungen in Schweden verbreitete, und 68. Sätze, die er dem König übergeben, auf dem veranstalteten Religionsgespräch zu Upsala 1608. mit schlechtem Erfolg vertheidigte. Daß der König gleichwohl sich nie ganz von seiner Neigung zu Calvins Lehre frey

machte, beweisen seine eignen theologischen Schriften, deren er mehrere hinterließ. Ueberhaupt gewann er, selbst unter den vielen Sorgen und Mühen einer höchst unruhigen Regierung, einige Muße zu gelehrten Arbeiten, und verfaßte außer einer Reimchronik auch ein Verzeichniß der schwedischen Könige. Er starb am 30. October 1611.

Die seltnen, in der That großen Geistesanlagen dieses Fürsten wurden durch seine übergroße Heftigkeit und Strenge, seine aufrichtige Frömmigkeit durch einen unmäßigen Ehrgeiz und eine vorherrschende Neigung zum Mißtrauen sehr verdunkelt. Aber die Treue, mit der er sich an sein gegebenes Wort band, die Festigkeit und Entschlossenheit, die er in jeder Lage und Gefahr bewährte, der ernste Wille, sein Volk zu beglücken, sichern ihm ein rühmliches Andenken. Wenn er selbst im Kampf erschien, war er tapfer, muthig und standhaft. In der blutigen

Niederlage der Schweden bey Kerkholm wär' er fechtend gefallen, wenn nicht ein ädler liev-ländischer Edelmann Heinrich Wrede, durch großmüthige Selbstaufopferung ihn gerettet hätte. Die nie endenden Kriege, die fast unvermeidlich waren, hinderten ihn, noch wohlthätiger für sein Reich zu wirken. Doch hat er manche gute Anstalten gegründet, weise Verordnungen gegeben, Wissenschaften und Künste, besonders auch das Schulwesen möglichst begünstigt, und durch verständige Sparsamkeit und Ordnungsliebe in seinem Hofwesen die großen Lasten seines Volkes zu erleichtern gesucht.

Er hinterließ das Reich zwar mächtig und ungebeugt, aber von mehrern Seiten bedroht. Seinem ältesten Prinzen, Gustav Adolph, (glorreichen Andenkens!) hatt' er selbst eine wahrhaft väterliche und sorgsame Erziehung gegeben und für guten Unterricht gesorgt. Dieser war die Freude seines Lebens, ausgezeichnet

durch Geist, Einsicht und ädle Gesinnung, schon in frühen Jahren auch durch Heldenmuth, den er bereits als werdender Jüngling im Krieg gegen Dänemark bewies. Karl hatte den vielversprechenden Sohn selbst mit den Regierungsgeschäften vertraut gemacht, und ihm nicht nur schriftlich verständige Fürstengrundsätze hinterlassen, sondern ihn auch früh angeleitet, an den Staatsverhältnissen selbstthätigen Antheil zu nehmen.

Gustav Adolph ward, obwohl er nach den Reichsgesetzen noch nicht volljährig war, von den Ständen und von seinem Volk als König anerkannt, nachdem der Herzog Johann aufs neue der Krone entsagt hatte. Der Königliche Jüngling beherrschte nun Schweden, geneigt, die Wunden zu heilen, die seines Vaters Regierung dem Lande geschlagen. Beym Anfang des Jahres 1616. war dessen Lage schon um vieles günstiger. Unfähig, den von mehrern Seiten dro-

henden Feinden, mit einer sehr verringerten Armee und einem völlig erschöpften Schatz, hinlänglich Widerstand zu leisten, hatt' er zunächst mit Dänemark (am 16. Januar 1613. zu Siöröd) Frieden geschlossen, in welchem das Opfer der Insel Oesel, die er abtrat, und einer Million Thaler, die er zu zahlen gelobte, für die Verhältnisse, nicht zu groß war. Der Krieg mit Rußland dauerte noch fort. Auf de la Gardies Veranstaltung war Gustav Adolphs jüngerer Bruder, Carl Philipp, zum Czar von Rußland, doch nicht mit völliger Einstimmung der ganzen Nation, gewählt worden. Der König aber unterließ, die gefährliche Würde seinem Bruder zu sichern, und ein langwieriger Krieg belastete beyde Reiche, obwohl Rußland der Schauplatz war, und die Schweden nicht unglücklich kämpften. Gustav Adolph wünschte den Frieden, der endlich unter Englands Vermittelung gegen Ende des Jahres 1616. zu

Glebova verhandelt, und am 13. Februar 1617. zu Stolbowa geschlossen ward, wodurch Schweden ganz Ingermannland und die Stadt Kexholm, (die im dreyzehnten Jahrhundert von den Schweden gegründet, bald aber durch die Russen von Nowgorod ihnen entrissen worden war;) mit ihrem Gebiet, als ein wichtiges Eigenthum erhielt. Nicht so glücklich war Gustav Adolph gegen Pohlen, dessen König noch immer eifersüchtig und feindseelig Schweden verfolgte, und zu keinem völlig versöhnenden Frieden sich bewegen ließ. Dahin wendete Jener nun alle seine Kräfte, und in diesen Kämpfen mehrte sich nicht nur seine eigne Kriegskunst und Erfahrenheit, sondern auch die schwedischen Feldherrn und Soldaten gewannen eine Uebung, die nachmals in dem deutschen Kriege sehr vortheilhaft wirkte. Zwar lag die Zeit noch fern, da der fromme und heldenmüthige König für die Sache der Evangelischen

Kirche und der Protestanten Deutschlands das Schwerdt zuckte; aber der jugendliche Muth, der männliche Ernst, der fromme Eifer, die aufrichtige Ergebenheit gegen die Lutherische Lehre erregten schon die Hoffnung, daß wenn er Frieden in seinem eignen Reich gewonnen, und wenn nun der drohende Glaubenskrieg im deutschen Reich begönne, solch ein Fürst nicht müßiger Zuschauer bleiben, vielmehr auf die Entscheidung der großen Angelegenheit kräftig einwirken werde.

Bey manchen Mängeln der Verfassung und vielen heimischen Uebeln hatte der königliche Freystaat Pohlen eine zwar häufig in Ungebundenheit und Willkühr entartende, doch noch immer kräftige Freyheit bewahrt, unter deren Schirm er in einer Macht und Hoheit blühete, die ihm einen bedeutenden Rang unter den

Staaten Europas einräumte und sicherte. Die unvermeidlichen Irrungen und Störungen eines Wahlreichs wurden vermindert durch die Gewohnheit, dem thronfähigen Prinzen der Königsfamilie bey der Wahl vor Andern den Vorzug zu geben; die dadurch etwa begünstigten Versuche, die Krone erblich zu machen, hatte man verhütet durch den zum Reichsgesetz erhobenen Grundsatz, daß nie bey Lebzeiten des Königs ihm ein Nachfolger gewählt werde. Es sollte weder die Ehrfurcht vor dem königlichen Willen, noch schwache oder eigennützige Nachgiebigkeit gegen denselben, noch ein gebieterischer Einfluß die Wahlfreyheit beschränken. Die königliche Macht ward in den durch die Reichsgesetze bestimmten Gränzen erhalten durch die Gewalt des Senats, dessen Glieder durch den König ernannt, aber nicht abgesetzt werden durften, und durch den Einfluß des zahlreichen hohen und niedern Adels, der, nächst der Geistlichkeit, den

ganzen Staat auszumachen, und allein Gerechtsame zu haben schien. Von Volksrechten war die Rede nicht; es gab in diesem Freystaat keine freyen Bürger, fast nur Herren und Knechte. Neben dem Reichthum des Adels stand unbeachtet die Armuth des Volks; neben dem Glanz der Palläste, in denen geistlose Ueppigkeit und unverädelte Fülle sinnlichen Genusses herrschte, bildet' einen schmerzlichen Gegensatz das Elend dürftiger Hütten, bey deren gedrückten Bewohnern nur Mühe und Noth, keine Freude wohnte.

Litthauen war mit Pohlen vereint, und glückliche Kämpfe gegen Rußland hatten den Staat weit über seine alten Gränzen vergrößert. Die Kriegsmacht schien stark genug, den weiten Umfang zu vertheidigen, auch wohl zu vergrößern. Es fehlte nicht an geübten Feldherrn.

Stephan Bathori, den die Pohlen, nach der kurzen Regierung Heinrichs von Va-

lois, zu ihrem König erwählt, hatte, zehn Jahre lang, wohlthätig das Reich beherrscht. Nach seinem Tod (am 12. December 1586.) suchte man unter auswärtigen Prinzen einen Thronfolger. Der Churfürst von Sachsen, Christian I. kam in Vorschlag; aber die Catholischen waren ihm, als einem Evangelischen, und die Lutherischen, weil er zu offenbar dem Calvinismus sich zuneigte, durchaus entgegen. Mehrere Stimmen waren für Maximilian, Erzherzog von Oesterreich, (den Bruder Kaiser Rudolphs II.) und Siegismund, Kronprinz von Schweden. Die Geistlichkeit, der Adel und das Volk, soweit dessen Meinung gehört ward, Catholische und Evangelische, stritten über die Wahl und theilten sich in zwey Partheyen. Von der Einen ward Maximilian, von der Andern Siegismund gewählt. Für letztern sprach seine Verwandschaft mit Siegismund August, den letzten Jagellonen, dessen

Andenken in Ehren geblieben und jetzt noch seinen Schwestersohn begünstigte. Dazu war er, obwohl aus Evangelischem Land und Geschlecht stammend, was ihn den Nichtcatholischen empfahl, von seiner Mutter in der catholischen Lehre erzogen, so daß sich leichter die verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften für ihn entscheiden konnten. Seine Parthey ward schnell die stärkere, zumal man der Verbindung mit Oesterreich mißtraute; glücklich kam er selbst, schon vor der Wahl zum Zug nach Pohlen bereit, seinem Nebenbuhler zuvor.

Siegismund, (geboren am 10. im Junius 1566.) bestieg, ein und zwanzig Jahre alt, den Thron, und ward in Cracau gekrönt, (1587.) nachdem er den Dissidenten den Frieden beschworen. Vergebens suchte Maximilian, mit Hülfe seiner Parthey, durch die Waffen die Krone zu gewinnen; seine Streiter unterlagen, er selbst ward gefangen genommen; sein Anhang in Poh-

len verminderte sich. Doch war auch Siegismund, obwohl glücklicher, als jener, nicht geeignet, das volle Vertrauen und die Liebe der Pohlen zu behalten. Es mißfiel seine Verehlichung mit Anna, Erzherzogin von Oesterreich-Gräz, weil durch dieselbe dem österreichischen Einfluß, den man durch den Widerstand gegen Maximilians Bewerbungen um den Thron ablehnen wollte, das Thor geöffnet schien. Der König mußte vor versammeltem Reichstag sich gegen den Verdacht rechtfertigen, daß er Pohlen an Oesterreich verkaufen, Liev-land und Litthauen an sein Erbreich Schweden bringen wolle. Und doch überwand er das Mißtrauen nicht gänzlich; mit jedem Jahr verlor er mehr die Liebe seiner Unterthanen. Seine Feldherrn waren zwar tapfer und meist glücklich; aber ihn selbst fand man zu wenig kriegerisch, zu unthätig in den Reichsangelegenheiten, und was er Gutes hatte, schätzte man zu wenig.

Er liebte die Künste, besonders Musik und Mahlerey, aber auch Zerstreuungen aller Art, und ließ von Planmachern, besonders von Alchymisten sich leicht verführen. Er schien weibisch, weil er viel unter Frauen, selten unter den Soldaten war, und den Jesuiten einen übergroßen Einfluß gestattete. In den Andachtsübungen war er streng; aber den zahlreichen Nichtcatholischen schien er bigott; man fand immer mehr, wie tief bey ihm der Unterricht gewurzelt, den der Jesuit, Pater Bernhard, ihm ertheilt hatte. Von seinem Bekehrungseifer, seiner blinden Ergebenheit gegen seine Hofgeistlichen glaubten die Evangelischen Alles fürchten zu müssen. Neuen Unwillen erregt' er, als er nach dem (1598. erfolgten) Tod seiner Gemahlin Anna, deren Schwester Constantia, (1605.) ehlichte. Nicht nur tadelte man diese Ehe aus demselben Grund, wie die frühere, sondern man erklärte sie auch laut für Blutschande, weßhalb sie be-

sonders den strengern Catholischen ein Gräuel war, obwohl der Papst die Dispensation ertheilt hatte. Seit er, durch seines Vaters Tod, auch die Krone Schwedens erlangt, bewachten die Pohlen ihn noch eifersüchtiger, und als er, durch seinen unklugen Jesuitismus diese Krone wieder verloren, gewährten sie ihm kaum soviel Macht, sein Erbe zu vertheidigen. Er zog endlich Pohlen, um Schwedens willen, in einen langwierigen, unnützen Kampf; mit wechselndem Glück, aber ohne Gewinn, kämpften Jahrelang seine Feldherrn, besonders der tapfre Zamoski, gegen die schwedische Macht, in Lievland; indeß versäumt' er, wenigstens seinem Sohn Wladislaus die verlorne Krone zu erhalten, welche die Schweden diesem darboten, wenn der Vater ihn zu ihnen sende, daß er in der Evangelischen Lehre unterwiesen werde. Nachmals schien diesem Prinzen noch eine andere Krone, die russische zu winken. Denn während der

Unruhen der falschen Demetrien ward dem Prinzen Wladislaus von einer starken Parthey der Großen Rußlands die Czarswürde angetragen, wenn er den Glauben der griechischen Kirche annehmen und eine eingebohrne Russin ehlichen wolle. Auch nachdem Siegismund diese beyden Bedingungen abgelehnt, blieb noch die Möglichkeit, die Hoffnung des Prinzen zu erfüllen, und der im Jahr 1610. unterzeichnete Vertrag schien sie zu befestigen. Aber während man in Pohlen mit fruchtlosen Berechnungen und zweifelhafter Ueberlegung die Zeit verlor, wählten die Russen sich einen aus ihrer Mitte zu ihrem Beherrscher.

Nun endlich gedachte Siegismund mit Gewalt die Ansprüche seines Sohnes geltend zu machen. Er zog gen Moskau zu Feld, und eroberte (1611.) Smolensk, das seit hundert Jahren von Pohlen getrennt war. Seit der Wahl des Wladislaus stand in Moskau

eine pohlnische Besatzung, also daß es leicht schien, sich dieser Hauptstadt zu versichern. Doch ehe der König mit neuen Truppen dahin vordringen konnte, hatte seine Besatzung sich der reichen Czarischen Schätze bemächtigt, alle Kostbarkeiten geplündert, darauf die Stadt, die sie in Brand gesteckt, verlassen. Moskau blieb nun den Pohlen verschlossen. Und mit zu wenig thätigem Ernst, ohne kräftige Unterstützung ward der Kampf in Rußland fortgesetzt. Zu derselben Zeit wurden die Pohlen auch in der Moldau durch die Türken geschlagen.

So verwickelte Siegismund Pohlen in immer neue Kriege, deren keinen er mit Nachdruck fortsetzte, die daher alle wenig Gewinn, aber großen Nachtheil brachten. Viel pohlnisches Blut ward, ohne dem Vaterland Frucht zu bringen, in Rußland und in Liefland vergossen, und die Kriegskosten verzehrten einen großen Theil der Staatseinkünfte. Drum ward

die Unzufriedenheit mit Siegmunds Regierung so allgemein, daß wenn ein unternehmender und geachteter Mann als Partheyhaupt aufgetreten wäre, der König leicht auch die pohlnische Krone verloren hätte. Schon im Jahr 1606. begann der Adel sich eigenmächtig zu versammeln, und es wäre fast zu einem bürgerlichen Krieg gediehen, zu dem es nur noch eines geringen Anstoßes bedurfte. Wirklich war ein kleiner Theil des Adels mit den Königlichen Truppen schon ins Handgemenge gekommen, dem jedoch noch schnell genug gesteuert ward.

Neue Unruhen kamen für Siegismund im Jahr 1616. Gustav Adolph von Schweden begann, nach kurzer Waffenruhe, aufs neue die Feindseeligkeiten in Lievland, bemächtigte sich, mit überraschender Schnelle, des Forts Dünamünde, und bereitete von da aus weitere Eroberungen, um so sichrer, als

man dem jugendlichen Helden nicht rasch genug Widerstand leistete.

Unter nie endenden Kämpfen nach außen mußten andere im Innern bestanden werden. Es hatte unter den Pohlnischen Großen ein Geist der Selbstsucht und Willkühr überhand genommen, dessen verderbliche Wirkungen sich schon vielfältig kund gegeben und dem Staat sichtbaren Nachtheil gebracht hatten. Seit dem Anfang seiner Regierung hatte Siegismund diesem bösen Geist ernstlich entgegenzuwirken und ihn zu verbannen gesucht; aber auch hier waren seine Bemühungen nicht von dem erwünschten Erfolg gekrönt worden. Bey unverkennbaren Tugenden und ehrenwerthen Eigenschaften, vorzüglich einer aufrichtigen Gerechtigkeitsliebe, auch schönen Geistesgaben und Anlagen zu einem ausgezeichneten Fürsten verfehlt' er durch seine starre Unerregbarkeit und Kälte, oft auch durch eine damit verbundene Selbstgenügsamkeit und

Hartnäckigkeit, fast immer das, was seiner Krone und seinem Reich ersprießlich seyn konnte.

Glücklicher war er in seinem Bemühen, die Kirche, der er sich zugewendet hatte, zu mehren und zu erweitern, obwohl er auch hier nicht so viel erreichte, als er beabsichtigte und als seine in dieser Hinsicht wahrhaft unermüdliche Beharrlichkeit erstrebte. Nicht nur dem Namen nach, sondern von ganzem Gemüth ein catholischer Christ, streng und eifrig, wie ein Proselyt, in seiner Ueberzeugung redlich und unwandelbar, hegt' er keinen lebhaftern Wunsch, als alle seine Unterthanen zu demselben Glauben, der ihm Befriedigung gewährte, zu bekehren. Eine Krone hatt' er, um dieses Glaubens willen, verloren; er wagte auch die zweyte dafür, mit einer, wenn auch nicht besonnenen, doch frommen Zuversicht. Wirklich gelang es ihm sowohl in seinen nächsten Umgebungen, solche besonders, die selbst ihr Heiligstes von dem Wink des Herrschers ab-

hängig machen, als auch soweit seine Macht reichte, viele, die Begünstigung und Hülfe suchten, und um den Preis des Irdischen ihre Ueberzeugung verläugnen mochten, in seine Kirche zu ziehen und diese wenigstens an Zahl ihrer Glieder bedeutend zu bereichern. Sie aber zur herrschenden Kirche zu machen, vermocht' er nicht, und die große Zahl der Dissidenten wußte die Gleichheit der Rechte aller anerkannten Partheyen zu vertheidigen. Die Protestanten wachten auch hier über ihre wohlerworbene Freyheit, und die Verfassung des Staats sichert' ihnen, nicht blos unbeschränkte Duldung, sondern auch jene vollkommene Sicherheit, welche zuletzt durch die Conföderation nach dem Tod Siegismund Augusts ein Grundgesetz der sogenannten Republik geworden. Eben die von allen Partheyen, besonders aber von den Protestanten sorgsam bewahrte politische Freyheit erhielt hier auch in den kirchlichen Verhältnissen, ziemlich allgemein,

eine Meinungsfreyheit, welche, selbst von den Catholischen hier minder, als anderwärts ange- fochten, auf lange Zeit verhüthete, daß die kirchliche Spaltung nicht in innern Kampf und Religionskrieg überging.

Aber eben diese Freyheit entartete hier auch mehr, als anderwärts, in eine fast zügellose Willkühr und ein übermüthig trotziges Ueberschrei- ten aller gesetzlichen Schranken der Glaubens- freyheit, die nur so lange wahre Freyheit seyn kann, als sie jene unverletzlichen Schranken, das heilig bindende Gesetz, anerkennt. Die allge- meine Duldung der verschiedenen kirchlichen Par- theyen schien hier allen Secten eine Zuflucht zu sichern; aus allen europäischen Ländern flüchte- ten sich nach Polen Sectirer, die zum Theil die Grundwahrheiten des Evangelium dergestalt ver- warfen, daß sie keiner der anerkannten kirchli- chen Partheyen mit Recht angehörten und kaum mit dem Namen Christen beehrt werden konnten.

Unter ihnen waren besonders die Antitrinitarier, Irrlehrer, die schon in frühern Zeiten, unter verschiedenen Namen, aufgetreten, als Gegner nicht nur der Kirchenlehre, sondern auch der klaren und festesten Aussprüche des Christenthums selbst, die die Gottheit Christi und des heiligen Geistes, und das Geheimniß der Dreyeinigkeit gänzlich läugneten oder mißdeuteten, und die seltsamsten, zum Theil einander widersprechenden Lehren verbreiteten. Solcher waren mehre aus Italien und Deutschland *) nach Pohlen gekommen, wo sie die Stätte schon bereitet fanden; unter ihnen auch der jüngere Socinus, der zwar mit den ältern pohlnischen Antitrinitariern sich nicht vereinigen

*) Auch hier hatte sich solche Irrlehre verbreitet. Im Jahr 1616. entdeckte man auf der Universität Altdorf eine heimliche socinianische Secte, die sich schon weiter verbreitet hatte, und mit Gewalt unterdrückt werden mußte.

konnte, aber mit seinen von jenen abweichenden Meinungen auch unter dem Adel viel Eingang und zahlreiche Anhänger fand. Sie bildeten besondre Gemeinden, die eben so sehr mit den Catholischen als Evangelischen in beständigem Widerspruch standen. Dieser Geist des Irrthums, der schon lange vor der Kirchenverbesserung sein Wesen getrieben, mocht' in der von den Evangelischen angesprochenen Glaubensfreyheit neue Anregung und vermeintes Recht finden, hatte aber an ihrem innern reineren Wesen keinen Theil.

Noch lag zu dieser Zeit fast gänzlich außer dem Kreis europäischer Staatskunst und Bildung das in zwey Welttheilen mächtige und schon damals riesengroße Rußland. Sein Name ward fast nur als der einer außereuropäischen Macht

genannt; die kriegerischen Schaaren des großen Czars schreckten fast nur wilde asiatische Horden; von den Staaten Europa's standen nur Schweden und Pohlen mit ihm in einiger Verbindung, meist im Kampf um die Gränzprovinzen, und drangen mehrmals bis zur alten Hauptstadt des weiten Reiches vor.

Iwan Wasiljewitzsch (Johannes Basilides) der bis zum Jahr 1584. die Czarswürde behauptete, ein kühner und tapfrer, aber auch gewaltthätiger und barbarischer Fürst, dehnte, vom Glück begünstigt, seine Herrschaft schon über Siberien aus, bezwang die tartarischen Königreiche Kasan und Astrachan, verband sie mit dem Russischen Reich. Minder glücklich war er in seinen langen Kämpfen mit Pohlen, dessen tapfrer König Stephan Bathori ihn überwand, mit einem der Zahl nach schwächern, aber besser geordneten, von feinerer Kriegskunst geleiteten Heer. Doch ordnete

Iwan auch die russische Macht und erhöhte sie, befestigt' im Innern sein Reich und gab, mit überlegenem Geist, der zahllose Schwierigkeiten zu überwinden wußte, ihm ein höheres Ansehn.

Er herrschte über seine zahlreichen, von einander sehr verschiedenen Völker mehr nach den Launen und dem Gefallen eines eigenmächtigen, unbeugsamen Willens, als nach strengem Gesetz, unbeschränkt, von keiner Verfassung abhängig, ein gefürchteter Tyrann über ein noch rohes Volk, das zum Theil aus wandernden Horden bestand, die dem Herrscher nur Tribut entrichteten oder Soldaten stellten. Auch die übrigen standen in den Künsten des Friedens noch auf der niedrigsten Stufe; die stets erneuten Kriege vernichteten selbst die Reste ehemaliger, oder Anfänge neuer Bildung. Die griechische Kirche war die herrschende; doch galt unter dem barbarischen Volk allgemeine Duldung, die man selbst den noch

zahlreichen heidnischen Stämmen nicht versagte.

Nach Iwans Tod bestieg Fedor Iwanowitz (Theodor) den Thron, an Geist und Kraft seinem Vater sehr ungleich. Seine Feldherrn kämpften mit Schweden um Ingermannland. Er selbst, von stumpfsinnigem Geist, überließ die Regierung seinem Schwager, Boris Gudenow, der Sibirien enger mit dem Reich verband, dem Krieg mit Schweden eine glücklichere Wendung gab, und sich Achtung gewann, aber beschuldigt ward, des Czars Bruder Demetrius und endlich den Czar selbst heimlich getödtet, darauf aber Moskau in Brand gesteckt zu haben, um durch ein solches Ereigniß die Aufmerksamkeit und Theilnahme von jenem Mord abzulenken.

Fedor hatte keinen Sohn hinterlassen. Seiner Gemahlin Irene Gudenow ward die Krone angeboten. Ihr Bruder Boris Gude-

now wußte diese zu gewinnen, und bestieg im Jahr 1597. den Thron. Durch weise Regierung, durch die Siege seiner Waffen, Begünstigung des Handels und Gewerbes sucht' er das Andenken seiner frühern Ungerechtigkeit zu vernichten. Er sicherte das Reich im Innern und nach außen. Schon empfing er Gesandte der ersten europäischen Mächte. Eine furchtbare Hungersnoth, die (besonders 1602.) einen großen Theil seiner Unterthanen heimsuchte, forderte zu thätiger Hülfe ihn auf, die er zu leisten bemüht war. In demselben Unglücksjahr fand die Sage, daß der Prinz Demetrius der Ermordung entgangen sey, und noch lebe, neue Nahrung. Ein junger Mönch, der bis dahin unter dem Namen Griska (Gregor) Atrepieff in stiller Verborgenheit gelebt hatte, trat als der gerettete Prinz Demetrius auf. Er fand Glauben und Anhang, in Pohlen aber, besonders bey dem Woiwoden von Sendomir, mit dessen

Tochter er sich verlobte, Unterstützung. Seine Waffen, mit denen er 1604. in Rußland eindrang, wurden zwar im folgenden Jahr von dem Glück, das sie Anfangs begleitete, verlassen. Der Czar Boris aber starb zu derselben Zeit, vom Schmerz über den Abfall vieler Großen, oder, wie andre berichten, von gewaltthätiger Hand getödtet, und sein Sohn Fedor Borissowitzsch, zum Czar ausgerufen, behauptete nur wenige Monate lang den väterlichen Thron. Der angebliche Mörder seines Vaters Bosmannow und Michael Soltikow schlugen das Czarische Heer, und nahmen den Fedor gefangen, der auf Demetrius Befehl ermordet ward. Aber nur kurze Zeit genoß dieser einer ruhigen Herrschaft. Bey vielen Russen regten sich Zweifel an seine Aechtheit; seine Sitten mißfielen den Meisten, obwohl er durch manche Vorzüge sich auszeichnete; seine Ehe mit der Tochter des Woiwoden von Sendomir machte

die Unzufriedenheit noch allgemeiner. Diese erhöhte und benutzte Basilius Zusky (Suskoi) ein Russischer Großer, der, als seine Anschläge entdeckt worden, bey Demetrius Begnadigung fand, aber schon 1606. durch neue Unternehmungen und eine mächtige Verbindung mit den Mißvergnügten sich den Weg zum Thron bahnte, den er nach einem von den Verbündeten angestifteten gräßlichen Blutbad, und der Ermordung des Demetrius bestieg. Auch seine Regierung war unruhig von Anfang an.* Es ging die Sage, Demetrius lebe noch, und obwohl Zusky selbst den Körper des Ermordeten nach Moskau bringen und zur Schau ausstellen ließ, trat doch ein zweyter Pseudodemetrius auf, dessen Angelegenheit von mehrern Feldherrn vertheidigt ward. Zwar überwand sie Zusky; aber 1608. trat ein dritter angeblicher Demetrius auf, der, von den Pohlen unterstützt, zweymal die Armee des

Czars schlug, mit den Pohlen bis Moskau vordrang, und um so mehr Anhang fand, als selbst die Gemahlin des frühern Demetrius, (Tochter des Woiwoden von Sendomir) als er auf ihrer Rückkehr nach Pohlen sich ihrer bemächtigte, seine Absicht begünstigend, ihn für ihren Gemahl, den ächten Demetrius erklärte. In dieser neuen Verlegenheit suchte Zusky Hülfe in Schweden, und erhielt sie. Indeß eroberte zwar König Siegismund von Pohlen Smolensk; aber der schwedische Feldherr Jacob de la Gardie drang unaufhaltsam vor und befreyte Moskau. Als dieser aber in einer großen Schlacht dem pohlnischen Feldherrn Zolkiewski wich, auch das Volk in Moskau zu gleicher Zeit sich gegen den Czar Zusky empörte, ward dieser gefangen genommen und an die Pohlen ausgeliefert, (1610.) in deren Gewalt er bald nachher starb. Unter seiner Regierung hatten die Schweden,

weil er ihnen die Plätze, die er, ihre Hülfe ansprechend, ihnen zugesagt, nachmals nicht einräumte, Carelien und den noch übrigen Theil von Ingermannland von Rußland losgerissen und mit ihrem Reich verbunden.

Nach seiner Gefangennehmung dauerten die Streitigkeiten über die Thronfolge fort. Im Jahr 1611. trat noch ein vierter Demetrius auf, der wieder einigen Anhang fand, dessen Herrschaft aber schnell vernichtet ward. Um diese Zeit hatte der schwedische Feldherr J. de la Gardie alles aufgeboten, dem Halbbruder seines Königs die Krone zu verschaffen, während die Pohlen, von einer stärkern Parthey unterstützt, die Wahl auf den Prinzen Wladislaus lenkten, der wirklich zum Czar ausgerufen ward (1611.) Damit aber war der größere Theil der Nation keineswegs einverstanden; das feindseelige und barbarische Verfahren der pohlnischen Truppen, die sich Moskau's bemächtigt hat-

ten, so wie derer, die Smolensk eroberten, empörte die Großen und das Volk. Als die Pohlen Moskau geplündert und angezündet, und dem von den Russen entworfenen Anschlag zu ihrer aller Ermordung durch ein gräßliches Blutbad, das sie erregten, zuvorgekommen, und darauf sich in das Schloß von Moskau zurückgezogen, wo sie die Kronschätze raubten, belagert und endlich durch Hunger zum Abzug genöthigt wurden, ging alle Hoffnung für den pohlnischen Prinzen verloren, und vergebens suchte König Sigismund nun mit halben Maaßregeln, was er früher versäumt hatte, zu ersetzen.

Unter solchen Verhältnissen war Rußland in Gefahr, endlich theilweis eine Beute der Fremden und in viele kleinere Herrschaften aufgelöst zu werden. Hätte das Volk auch nicht den Untergang so vieles schon begonnenen Guten beklagt, dessen Werth es vielleicht noch nicht

genug schätzen gelernt; es fühlte doch schmerzlich genug die allgemeine Verwirrung, den Druck der immer erneuten Kämpfe, die großen Opfer, die fruchtlos, blos um der Herrschlust einiger weniger, meist Fremder zu fröhnen, gebracht werden mußten, auch die Schmach, die in diesem trostlosen Zustand das ganze Volk traf. Die Stimme der Gesetze verstummte; die Gerechtigkeitspflege lag gänzlich darnieder; der Schwächere war dem Uebermuth, der Willkühr des Stärkern Preis gegeben.

Da traten endlich die Bojaren und der übrige Adel zusammen, sich einen Fürsten zu wählen, der so vielen Uebeln ein Ende mache, Ordnung, Wohlstand und Ansehn dem Reich wieder gewinne. Ein Eingebohrner sollte die alte Czarische Krone empfangen, damit er ein Herz habe zu seinem Volk, und abwende die Gefahr der Unterjochung durch die Ausländer. Ernst und fromm bereitete man sich zur Wahl; alles Volk

nahm durch religiöse Uebungen und Aeußerungen vertrauensvoller Erwartung daran Theil.

Unzählige Stimmen vereinten sich in der Entscheidung für Michaila Fedorowitzsch, aus dem Hause Romanow, Sohn des Patriarchen Fedor Mikitewitzsch (Philaret) und einer Tochter des Iwan Wasiljewitzsch. Die Abkunft von diesem Großvater, und das Ansehn des Patriarchen war es besonders, was dem kaum dem Knabenalter entwachsenen, aber vielversprechenden, Jüngling die Herzen gewann. Im Jahr 1613. bestieg er den Thron, und es ward beschlossen, von nun an nur aus seinem Geschlecht, dem Haus Romanow, die Czare zu erwählen.

Michael entsprach den Hoffnungen seines Volkes. Zur Kraft, die er selbstständig entwickelte, gesellte sich Mäßigung und Ernst. Es gelang ihm Ordnung, und Ruhe herzustellen, und viele Uebel einer mehrjährigen Verwirrung zu be-

schwichtigen. Weniger vermocht' er eine freyere Entwicklung und höhere Bildung seines Volks, oder auch nur einige Erhebung aus der Barbarey zu befördern.

Gleich beym Antritt seiner Regierung gelang ihm, den letzten falschen Demetrius und die Gattin des Erstern in seine Gewalt zu bekommen. Glücklich schlug er auch den Pohlnischen Angriff zurück; aber vergebens bemüht' er sich, Smolensk wieder zu gewinnen. Kräftiger traten die Schweden gegen den neuen Herrscher auf. Gustav Adoph eroberte 1614. Narva und belagert' im folgenden Jahr Pleskow. Ehe der Platz überging, begannen (1616.) die Friedensunterhandlungen zu Glebowa, die glücklich zu Stolbowa (1617.) endeten. Michael suchte den Frieden; Eroberungen durft' er nicht begehren; der ruhige Besitz der ohnehin übergroßen Macht galt ihm mehr. Rußland schien ruhigern Zeiten unter solcher

Herrschaft entgegen zu gehen, und auf friedlichem Wege sich fester zu gründen.

Während in Rußland eine neue, ihrem Umfang nach schon ungeheure, doch von europäischer Staatskunst noch wenig berücksichtigte Macht sich entwickelte, und dort der Grund zu noch ungeahndeten Besorgnissen für den Staatenverein Europas und zu künftigen, gefahrvollen Kämpfen gelegt ward, begann eine andre lange furchtbare, besonders Deutschland bedrohende Macht, die Türkische, an Stärke und Furchtbarkeit allmählig zu verlieren. Zwar die Nachbarländer, Siebenbürgen und Ungarn fühlten oft noch schmerzlich die Geißel der kriegerischen und in ihrer Volksmasse wahrhaft barbarischen Heiden; Oesterreich sah sich noch oft dringend aufgefordert, alle seine Macht gegen sie zu wenden und die Hülfe des deut-

schen Reichs in Anspruch zu nehmen; die innere Zwietracht der Reichsstände, die den Kaiser zum Schutz seiner Erbstaaten meist nur kümmerlich und zögernd unterstützten, ließ zu Zeiten noch immer die türkischen Einfälle gefährlich werden; doch wandte schon häufig das Glück sich ab von den vielversuchten Waffen der Asiaten, die in Europa auf den Trümmern des morgenländischen Römerreichs einen hier immer fremd bleibenden und feindseeligen Staat kühn auferbaut hatten; in endlosen Kämpfen entartete immer tiefer die Kriegskunst, im raschen, meist gewaltsamen Wechsel der Herrscher die bürgerliche Ordnung; das stehende Heer entschied, — (wie es überall geschehen, wo dasselbe der erste Stand geworden!) nach Laune und Willkühr die Angelegenheiten des Staats und zerriß alle Bande des Gehorsams und Friedens. Dazu war asiatische Ueppigkeit und Sinnlichkeit auch mit nach Europa hinübergezogen; unermeßli-

che Beute, die Frucht reicher Eroberungen, und Sicherheit nach außen hatte die rauhen Sitten verweichlicht, die angeborne Leidenschaft auf unmäßigen Genuß gerichtet, ohne feinerer Bildung Raum zu geben; die natürliche Rohheit war mit erkünstelter Gemächlichkeit in einen immer vernichtenden Bund getreten. Schon sahen einige erleuchtete Männer Deutschlands die Möglichkeit einer zwar langsamen, aber doch unvermeidlichen Selbstzerstörung dieser Macht voraus.

Die letzte wichtige Eroberung hatten die Osmannen, unter der Regierung des Sultan Selim II. gemacht. Er bemächtigte sich (1571.) der Insel Cypern; (1574.) der Moldau, und stellte hier und dort die türkische Macht fest. Zwar hatte der heldenmüthige Don Juan d'Austria in der großen Seeschlacht bey Lepanto (1571.) fast die ganze türkische Flotte vernichtet; aber obwohl dieser Verlust lange bitter nachge-

fühlt ward, und die Freude über den reizenden Gewinn Cyperns sehr mäßigte, hätt' er das Osmannische Reich doch nicht so tief erschüttert, wenn Selims Nachfolger auch Erben seines Geistes gewesen wären.

Ihnen fehlte jener kriegerische Geist, dessen die Fürsten dieser streitenden Macht am wenigsten entbehren konnten. Zwar erneuten sich auch zu ihrer Zeit nicht nur die unvermeidlichen Kämpfe bald zur Sicherung der Gränzen, bald zur Stillung ofterregter Unruhen in den entferntseren Reichstheilen, sondern auch Eroberungskriege wurden noch immer versucht; aber während des Sultans Feldherrn alle Beschwerden und Gefahren der Schlachten erprobten, schwelgt' er selbst meist in seinem Serail, daß oft die Führer großer Heere zu dem Versuch gereizt wurden, auch den Gewinn ihrer mühseeligen Feldzüge für sich zu behalten, und des müssigen Herrschers Macht zu schmälern. Leicht empörten sich

die Janitscharen, und der Sultan mußte von ihnen, seinen eigenen Unterthanen, nicht selten um hohen Preis den Frieden erkaufen. Bisweilen floß denn auch noch reiche Beute, besonders aus Asien in den Schatz zu Constantinopel. Aber so oft dieser sich füllte, so vergeudete doch die Pracht, und Genuß-Liebe der Fürsten, und die Furcht vor den Soldaten, die neue Spenden forderten, soviel, daß die Provinzen unter dem Druck der Auflagen sich erschöpften. Raubsüchtige Statthalter, gegen deren Gewaltthätigkeiten die Gesetze zu wenig Schutz, den Klagenden selten Hülfe gewährten, erlaubten sich auch so unmäßige Erpressungen, daß die ergiebigsten Quellen versiegen mußten. Doch unerschöpflich war der Reichthum dieser schönen Lande in Europa und Asien, und die freygebige Natur schien auch den ungemessensten Ansprüchen der Habsucht und Sinnlichkeit genügen zu wollen. Griechenlands alte Herrlichkeit, der Menschen

vielgepriesenes Werk, war längst gefallen, und Barbaren beherrschten, unempfindlich für seine alte Weihe, den classischen Boden; aber die Fülle der Kraft, welche die Natur in diesen niedergelegt, und der ihn begünstigende Reiz eines unumwölkten Himmels blieb unvergänglich.

Murad III. (der von 1575 bis 1594. regierte) und Mohammed III. (bis 1604.) begannen ihre Herrschaft damit, daß jener fünf, dieser neunzehn Brüder, die etwa der Alleingewalt hätten gefährlich werden können, hinrichten ließ. Das war in diesem Reich dergestalt Sitte geworden, daß selbst mildere Fürsten ihren Regierungsantritt so bezeichneten. Murad, der nicht aus Neigung grausam war, folgte nur dieser frevelhaften Gewohnheit. An Thätigkeit und Mäßigung in Genüssen und Ueppigkeiten übertraf er die Spätern; aber weder Gesinnung noch Fähigkeit bestimmten ihn zum Feldherrn. Gleichwohl war seine Regierung kriege-

risch; den größern Theil derselben erfüllte der Persische Krieg, dessen Ausbeute mit ungeheuren Opfern erkauft werden mußte. Das schöne Georgien ward Jahrelang furchtbar verheert. Kaum war dieser blutige Krieg durch einen günstigen Frieden (1588.) geendet, als die Janitscharen sich empörten, und einen neuen innern Kampf veranlaßten. Als auch dieser beygelegt worden, berieth man sich, — denn allgemeinen Frieden wünschten die Pascha's nicht — wohin sich nun das Kriegswetter ziehen solle. Da gefiel es, nach kurzer Rast, die österreichischen Gränzprovinzen zu verwüsten. Zwar hatte Kaiser Rudolph II. mit Murad Frieden und Bündniß geschlossen; aber es waren schon wiederholt, an den Gränzen Feindseeligkeiten verübt worden. Ohne Kriegserklärung, ja selbst gegen des Sultans Versprechen, ward Croatien (1591.) angegriffen; mehrere feste Plätze in Ungarn und Siebenbürgen fielen den Türken

in die Hände. Doch erlitten sie auch manche schwere Niederläge, und verloren eine ungeheure Menschenmenge.

Mohammed III. erbte den Krieg in Ungarn. Er selbst erschien mit einem starken Heer vor Erla (1595.) das er, nach langem Widerstand eroberte; aber es wechselte bald das Glück seiner Waffen, und vergebens hofft' er, durch baldigen Frieden die ruhige Muße und den ungestörten Genuß, die er suchte, zu gewinnen. Zu gleicher Zeit brach in Europa und Asien eine Empörung der Soldaten aus, die gegen ihre eignen Landsleute wütheten, und selbst des Sultans Herrschaft gefährdeten. Constantinopel ward aufs neue der Schauplatz des Aufruhrs; der ohnmächtige Fürst mußte den Frieden von den drohenden Empörern erkaufen. Doch wär' er bald nachher fast als Opfer einer Verschwörung der nun noch übermüthigern Soldaten gefallen, wenn der Anschlag nicht, wie zufällig

entdeckt, und durch neue Grausamkeit abgewendet worden wäre. Indeß dauerte der Krieg in Ungarn fort. Weil er die Ruhe Mahommeds und seine Vergnügungen störte, auch die aufrührerischen und widerspenstigen Soldaten in Asien, die durch allzugroße Nachgiebigkeit und furchtverrathende Unterhandlungen nur noch kecker geworden, den weichlichen Sultan hinlänglich beschäftigten, ward er sehr geneigt, mit dem Kaiser einen erträglichen Frieden zu schließen. Die Unterhandlungen waren kaum begonnen, als der Tod ihn ereilte, eine frühzeitige Frucht seiner Ausschweifungen.

Von vier Söhnen hatt' er den Aeltesten selbst, um eines grundlosen Verdachts willen, ermorden lassen; ein zweyter war als Kind gestorben; der dritte Achmet (Achmet) folgte, in noch unmündigem Alter, ihm auf den Thron. Seine Herrschaft dauerte bis zum Jahr 1618. Da der dreyßigjährige Krieg den Kaiser zu beschäftigen

begann, und seine Aufmerksamkeit von den Türken ablenkte, was, wie es schien, um so gefahrloser geschehen durfte, als Regierungsstreitigkeiten und innre Kämpfe die Pforte verwirrten.

Aehmed, der so früh den damals vielfach gefährdeten Thron bestiegen, nahm doch bald ernsten und lebhaften Antheil an den Regierungsgeschäften, und schien geneigt, Ruh und Ordnung in dem weiten Reich, das innern Uebeln unterliegen wollte, herzustellen. Bald aber ergab auch er sich zügellosen Wollüsten; die Ueppigkeit und Pracht, die an seinem Hofe herrschten, mehrten die heimischen Uebel; Zerstreuungen aller Art raubten die Aufmerksamkeit auf das Nothwendigste; Ehrgeiz und Stolz verführten ihn zu unzeitigen Unternehmungen, und machten auch seine Regierung, die der Sorgen schon genug hatten, zu einer ununterbrochenen Reihe von Kriegen. Er suchte die Gunst aufrühreri-

scher Soldaten, deren Uebermuth keine Gränzen mehr kannte, durch reiche Spenden und Solderhöhungen zu erkaufen; gleichwohl gelang ihm nicht, die Empörung zu stillen. In Asien besonders mußten gegen die bewaffneten Schaaren, die wie Räuber in den Provinzen hausten und kein Gesetz noch anerkannten, ganze Heere aufgeboten werden, um den gänzlichen Abfall der reichen Lande zu verhüten. Aber die Feldherrn, die in solcher Verwirrung ihre Raublust leichter befriedigen konnten, thaten wenig, einen gesetzlichern Zustand herzustellen; ausgesendet, die Räuber zu strafen und zum Gehorsam zurückzuführen, machten sie zum Theil selbst mit ihnen gemeine Sache, oder unterhielten doch das Feuer der Empörung, weil sie ihnen vortheilhaft war. Tausende fielen; aber die Frucht so ungemessenen Blutvergießens erndtete der Sultan nie.

Ein Theil der Rebellen, von einem tapfern

Pascha gedrängt, suchte Hülfe bey dem König von Persien, und erhielt sie. Dadurch ward ein neuer persischer Krieg veranlaßt, der mit kurzen Unterbrechungen und ungeheurem Verlust, bis zum Jahr 1612. dauerte, wo ein unsichrer Friede, dessen Bedingungen nicht gehalten wurden, ihn auf einige Zeit endete. So nach außen beschäftigt, sah der Sultan zugleich seine Gewalt und sein Leben durch die Janitscharen bedroht, die dem Volk fast gänzlich entfremdet, ohne Liebe zu dem gemeinsamen Vaterland, nur dem Antrieb ihrer Leidenschaft, ihrer ungebändigten Selbstsucht folgten. Drum schien sich Alles zu vereinigen, die alte gefürchtete Macht zu stürzen.

Gleichwohl ward auch der Krieg in Ungarn hartnäckig fortgesetzt, als sey für dieses Reich nur im allgemeinen, endlosen Kampf Heil zu finden. Achmet hatte die von Muhammed III. angefangenen Friedensunterhandlun-

gen erneut; sie waren aber bald durch die Treulosigkeit und Ungeduld der Türken abgebrochen worden. Ofen, die alte Hauptstadt Ungarns, war (seit 1529.) noch immer in ihrer Gewalt, und der Mittelpunkt ihrer Angriffe auf das unglückliche Land. Im Jahr 1604. wurden so große Rüstungen der türkischen Macht ruchtbar, daß der Kaiser das Reich und den Papst dringend um Hülfe ansprechen mußte. In jenem zögerte man, wie gewöhnlich, mit geneigter Erklärung; dieser gab wenigstens einen Geldbeytrag, und verhieß für die Folge, einen größern. Indeß belagerten die Türken lange vergebens die wichtige Feste Gran, dessen sie sich endlich (1605.) bemächtigten. Der Kaiser verlor die Zeit mit den Unterhandlungen wegen der Reichshülfe, während die Zahl seiner Feinde endlos anwuchs. Denn Bethlen Gabor hatte mit den siebenbürgischen Mißvergnügten sich zu den Türken gewendet, um mit ihrem Beystand

sich die Herrschaft dieser Provinz zu erobern. Auch Istifan Botskay, der den Sultan für seinen Schutzherrn erkannte, kämpfte mit den Türken vereint gegen die kaiserliche Herrschaft, die durch feindseeligen Eifer der catholischen Geistlichkeit gegen die Evangelischen und durch Erpressungen, verhaßt geworden. Die Verwüstungen erstreckten sich weit über Ungarn und Siebenbürgen, bis tief nach Mähren hinein. Stephan Botskay, dessen siegreiche Waffen selbst einen großen Theil Ungarns einnahmen, ward (1606.) als Fürst von Siebenbürgen und Statthalter von Oberungarn vom Kaiser anerkannt. In dem (am 19. December 1606.) mit ihm geschlossenen Frieden mußte auch den Ungarn freye Religionsübung bewilligt werden, obwohl die kaiserlichen Abgeordneten sich lange dagegen sträubten. Der Sultan und die Tartaren waren in den Frieden eingeschlossen, der durch einen zweyfachen Vertrag befestigt ward.

Bald darauf (am 30. Decbr.) starb Botskay, dem, nach der kurzen Zwischenregierung Siegismund Rakotzy's, 1608. Gabriel Battory und 1613. Gabriel Bethlen Gabor in der Regierung des Fürstenthums Siebenbürgen folgte. Dieses und die Moldau wurden unter ihrer Herrschaft furchtbar verwüstet. Gabriel Battory, gegen den Erzherzog Matthias, der den Titel eines Königs von Ungarn führte, mit den Türken, denen er zinsbar war, verbündet, drang in die Moldau ein, um deren Besitz ein langwieriger Kampf sich entzündete. Bethlen Gabor, der zugleich gegen seinen Nebenbuhler, Gabriel Battory und den Kaiser kämpfte, war von dem Sultan zum Fürsten von Siebenbürgen ernannt worden, und vertheidigte nun seine Ansprüche mit Entschlossenheit. Für dieselben verschwendeten die Türken, wie vorher für Battory, Blut und Geld.

Ihre Flotte ward indeß von den Venetianern und Florentinern häufig beunruhigt, und oft großer Verlust ihr zugefügt; zur See konnten sie die zunehmende Ohnmacht ihres Reichs schon nicht mehr verbergen; mancher erlittene Verlust oder Schimpf blieb ungerächt.

Die Kämpfe in Ungarn waren von den Mißvergnügten dieses Landes und den stets streitlustigen und raubsüchtigen Türken schon 1614. wieder begonnen, und 1615. fortgesetzt worden. Auch die Pohlen hatten an den Angelegenheiten der Moldau und Wallachey Antheil genommen, und eine starke türkische Heersmacht gegen sich gereizt. Dieser Krieg reichte über das Jahr 1616. hinaus. Gegen Ende des Jahres wurden neue Unterhandlungen eingeleitet, um den gebrochenen Frieden zwischen dem Kaiser und der Pforte wieder herzustellen. Der Krieg gegen Persien entbrannte von neuem.

Auch Aehmets Nachfolger mußten gegen die Pohlen und Perser ihre Macht theilen, und durften andere Feinde nicht suchen. So gewann Ungarn einige Ruhe.

Von den Feinden der Christenheit wendet sich der Blick, zu dieser zurückkehrend, nach dem Land, in dem Jahrhunderte hindurch der äußere Mittelpunkt der Gläubigen gewesen, aber auch der Schauplatz endloser Kämpfe. Italien seufzte, wie früher und später, unter fremder Gewalt; ungleich war der ergiebige Boden vertheilt; die zerrissenen Völkerschaften, die ihn bewohnten, entbehrten jedes bürgerlichen Einigungspunktes, und hatten, wie sie zu keiner Zeit wahrhaft Ein Ganzes, in allen Theilen gleichberechtigt, gleich frey gewesen, kaum einmal den lebendigen Gedanken, daß Eine gemein-

same Angelegenheit sie alle zu Einem verbinden solle. Fast nur in seiner Mitte war eine alte, selbstständige, von den Europäischen Staaten anerkannte Macht gegründet; der Süden und Norden des schönen Landes blieb ein vielbestrittener Besitz, den Nachbarn eine lockende Beute.

Neapel und Mailand seufzten unter spanischer Herrschaft, die, weil sie sich zu erweitern bedacht war, ihnen häufige Kriege erweckte. Hier gebot ein Statthalter, dort ein Vicekönig, der häufig, in der Regel, aller drey Jahre wechselte, und der nun, gleich den türkischen Baschen, den möglichst größten Gewinn aus den Provinzen für sich zu ziehen, und zugleich durch Strenge und durch reiche Ausbeute den Hof sich zu verpflichten bedacht war. Die Neapolitaner haßten die fremden Dränger. Schon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts hatte der Dominikanermönch Campanella, nicht nur einer der geistreichsten Männer seiner

Zeit, sondern auch ein begeisterter und großer Unternehmungen fähiger Mann, den kühnen Plan entworfen, Neapel zu befreyen, die Spanier für immer zu entfernen. Es war ihm gelungen, seinen eignen kräftigen Entschluß vielen in die Seele zu pflanzen, viele dafür zu gewinnen. Aber der Anschlag ward von den wachsamen Gewalthabern zeitig entdeckt, Campanella den gräßlichsten Martern, die er standhaft erduldete, unterworfen, dann zu ewigem Gefängniß verdammt, in dem er noch über zwanzig Jahre die reiche Kraft seines Innern verzehrte.

Seitdem trugen die Neapolitaner ruhiger und geduldiger die fremde Botmäßigkeit, obwohl nie mit ihr versöhnt. Es fehlte Kraft und Muth, das Joch abzuwerfen, großherzige Entsagung, gegenseitiges Vertrauen; sie berauschten sich in Vergnügungen, ihr Elend zu vergessen; die laute Lust, die allenthalben ertön-

te, schien es zu verläugnen, daß hier ein unglückliches, unterjochtes Volk mit der Freyheit die Hoffnung, mit der Hoffnung alles Glück verloren hatte.

Nicht so ruhig und ergeben fügte sich die zahlreiche und mächtige Geistlichkeit in den Willen und die Ansprüche der Ueberwinder. Hartnäckig ihre alten, nun angefochtenen, oder schon gekränkten Freyheiten vertheidigend, den gewaltthätigen Vicekönigen kühn und beharrlich sich entgegenstellend, lehrten sie, durch die That, ihrem Volk, was es sich selber schuldig sey.

Seit dem Jahr 1610. hatte der Graf Lemos, als Vicekönig, selbst das Andenken ehemaliger Selbstständigkeit bey den Neapolitanern zu vernichten gesucht. Als er 1616. nach Spanien zurückgerufen ward, trat an seine Stelle der Herzog von Ossuna, der das Vertrauen des Hofes besaß, aber mit einem hellen Geist einen gränzenlosen Ehrgeiz vereinte, und

das Land darum in neue Mißverhältnisse verwickelte, ohne das oft erneute Ungemach, welches die Türken zur See noch immer, besonders den Küsten, bereiteten, abwenden zu können.

Neapel, wie das übrige Italien fühlten zu dieser Zeit auch noch die Nachwehen einer furchtbaren Pest, welche die ganze Halbinsel, am furchtbarsten im Jahr 1575. heimgesucht, und die Volksmenge sehr vermindert hatte. Dazu ward seit langer Zeit besonders Mittel- und Unteritalien durch zahlreiche Räuberbanden beunruhigt, die in großen Schaaren, frech und trotzig umherzogen, alle Wege unsicher machten, Dörfer und Städte angriffen, selbst feste Plätze belagerten, und immer mehr zu einer starken bewaffneten Macht anwachsend, die gegen sie ausgesendeten neapolitanischen und päpstlichen Truppen mehrmals schlugen, und erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts in ihren verwege-

nen Unternehmungen gehemmt wurden. Dennoch durchstreiften einzelne übriggebliebene Haufen noch immer die gedrückten Lande, und die öffentliche Sicherheit konnte nur mit großer Mühe, und nie vollkommen, hergestellt werden.

Noch hatte auf die Angelegenheiten Italiens Rom einen folgereichen Einfluß. So tief die Reformation das Papstthum erschüttert und die alte Gewalt gebrochen hatte, so sehr auch unter den catholischen Fürsten jene mit der neuerwachten Glaubensfreyheit verschwisterten Vorstellungen, die der weltlichen Macht am günstigsten schienen, Eingang gefunden, so übte das Oberhaupt der römischen Kirche doch noch immer eine Herrschaft aus, deren Ansehn weniger auf den Umfang seines Länderbesitzes und die Größe seiner weltlichen Fürstlichkeit, als auf die Kraft der öffentlichen Meinung, die, in Hinsicht der geistlichen Würde beschränkt, aber nicht umgestürzt war, sich gründete. Selbst

wenn das Leben einzelner Päpste ihre Oberhirtenwürde geschändet hatte, wenn die Römer, Augenzeugen so vieler Irrthümer und Fehltritte ihres geistlichen Herren, die Achtung vor demselben fast verloren hatten; wenn auch in den entfernten catholischen Ländern die Verwirrungen und Ausschweifungen des entarteten päpstlichen Hofes, die Luther vordem so scharf und kühn, aber treffend gerügt, ruchtbar wurden; wenn viele Versuche geschahen, die alten Anmaaßungen zu beschränken, die alten Erpressungen zu verhüten, die verwegene Willkühr und die gebieterische Gewalt über die Fürsten zu brechen; doch war die Hoheit des päpstlichen Stuhls weder aufgegeben, noch gestürzt. Der alte Herrschergeist, der durch alle Zeiten fortgeerbt auf die verschiedenartigsten Päpste, und den Nachfolgenden immer in die Absichten, Pläne und Maaßregeln seines Vorgängers eingreifen und sie fortsetzen gelehrt, war noch nicht ver-

schwunden, und meist folgerecht ward noch immer behauptet, was zum Theil Niemand mehr anerkennen wollte, nichts aber, was je die Päpste angesprochen, bestimmt und ausdrücklich, außer wo man offenbarer Gewalt weichen mußte, zurückgenommen. Einen unersetzlichen Verlust hatte die römische Kirche durch die gänzliche Trennung der Evangelischen erlitten; das Papstthum blutete an einer schmerzlichen und unheilbaren Wunde; aber es verblutete nicht, und ermüdete nicht in den Versuchen, die verlorne Kraft zu ersetzen, die Getrennten zurückzuführen in ihren Schooß, mit um so festern Banden die vielleicht wankenden Treuen zu umschlingen und an sich zu ketten. Zu Zeiten gelang auch noch ein kühner, aber vorsichtiger Eingriff in die Europäischen Angelegenheiten; noch oft vermittelte der Papst zwischen den streitenden Mächten, die, wenn es ihnen vortheilhaft schien, ihm gern gestatteten, daß er eine entscheidende Miene annahm,

Unter Clemens VIII. (Aldobrandini) der 1592. auf Gregor XIV. und Innocenz IX. gefolgt war, nahm das Papstthum wieder eine sehr bedeutende Stellung an. Clemens besaß alle Eigenschaften, dieselbe zu behaupten, umsichtigen Geist, folgerechten Ernst, Muth, Klugheit und Beharrlichkeit, und erwarb durch seine Persönlichkeit eine Achtung, welche die Würde seines Amts erhöhte. Mit bewaffneter Macht zerstreut' er die Räuber, die den Kirchenstaat beunruhigten; sorgsam sucht' er dem Getraidemangel abzuhelfen und der Noth seiner Unterthanen zu steuern. Gegen Spanien, das seit langer Zeit, auf Italien und selbst auf den römischen Hof übermächtig einwirkte; gegen Frankreich, das durch Bürgerkriege verwirrt, die Ausländer reizte, in seine Thronfolge sich einzumischen; gegen die kleinern italiänischen Staaten, die zum Theil nach Ungebundenheit und möglichster Unabhängigkeit von der

päpstlichen Gewalt strebten; gegen den Kaiser, der seine Ansprüche auf Italien noch nicht aufgegeben hatte, dessen Mitwirkung gegen die kirchlichen Mißverhältnisse Deutschlands gewonnen werden mußte, war soviel freundliches Entgegenkommen, besonnene Vorsicht, und kräftige Entschlossenheit nöthig, daß nur ein Mann, wie Clemens, den Ansprüchen dieser Zeit gewachsen seyn konnte. Es gefiel ihm, der Schiedsrichter unter den Fürsten zu seyn, und er war darinnen meist glücklich; die wichtigsten Gegenstände der Europäischen Staatskunst wurden wieder in Rom verhandelt. Am schwierigsten war sein Verhältniß zu Heinrich IV. von Frankreich; mehrmals gerieth er dabey in eine bedenkliche Lage, aber, wenn er bisweilen unentschlossen blieb, wie er sich verhalten solle, behauptet' er doch mit Klugheit sein Ansehn. Erst nach langem Zögern sprach er den König vom Bann los, zeigte ihm aber seine Gunst —

damit er auch Spanien nicht beleidige, — mit zurückhaltender Mäßigung. Doch bestätigt' er (1599.) die von seinen Abgeordneten ausgesprochene Ehescheidung Heinrichs von Margaretha von Valois, und vermählt' ihn mit Maria von Medici. Dem Edict von Nantes dagegen, das den Protestanten so günstig war, widersprach er mit beharrlichem Eifer. Soviel hatt' er gewonnen, daß Heinrich selbst seine Ansprüche auf Ferrara begünstigte. Dieses Herzogthum erklärte Clemens, nach dem Tod Alphons II. Herzogs von Ferrara, Modena und Reggio, der seinen Vetter Cäsar zum Erben und Nachfolger ernannt hatte, widerrechtlich, obwohl mit vielen Scheingründen, der Kirche anheimgefallen, und verband es 1598. „auf ewige Zeiten“ mit dem Kirchenstaat. Das Haus Este verlor zugleich seine Besitzungen in Romagna, und Clemens hielt einen glänzenden Triumpheinzug in

Ferrara. Nicht so glücklich war er in dem von seiner Familie entworfenen Plan, Toskana anzugreifen, das Land zu theilen, den Kirchenstaat, die Familie Aldobrandini und nebenher auch Spanien damit zu bereichern. Die Streitigkeiten mit dem Großherzog von Florenz verbitterten ihm viele Jahre, und dabey verließ ihn einigemal seine kluge Mäßigung. Auch die Ränke der Spanier in Italien und ihre übermüthige Willkühr machten dem Papst viel Sorge, und hemmten seine Pläne.

Das Jubeljahr, welches er 1601. sehr feyerlich beging, gab ihm Veranlassung, sich in der ganzen alten Hoheit zu zeigen. Eine unzählige Menschenmenge zog sich in Rom zusammen; auch mehrere Fürsten und viele hohe Geistliche erschienen; kaum ist je vorher, niemals nachher ein so glänzendes Jubelfest in Rom gefeyert worden. Der Papst aber ließ zweifelhaft, ob man dabey den Glanz, der ihn umgab, oder

seine ausgezeichnete Mildthätigkeit, die er bewies, mehr bewundern solle. Seine Absicht verfehlt' er nicht.

Indeß bereiteten auch die kirchlichen Angelegenheiten ihm vielen Kummer. Nicht nur erklärten die Evangelischen in Frankreich (1602.) ihn für den wahren Antichrist, selbst jener mächtige Orden, der recht eigentlich eine Stütze des Papstthums seyn sollte, und es zu allen Zeiten gewesen, wirkt' ihm entgegen. Die Jesuiten, unwillig, daß er ihnen nicht den Vorzug vor den Dominikanern gab, wiewohl er ihren Streit mit diesen durch die congregatio de auxiliis rechtlich zu schlichten, ihnen auch die Wiederaufnahme in Frankreich, wo das Parlament sich hartnäckig dagegen sträubte, zu bewirken bemüht war, griffen seine Unfehlbarkeit an, und es gelang ihm nicht, ihre Streitigkeiten zu enden.

Krankheit und Alter lähmten allmählig Cle-

mens Kraft; die Unzufriedenheit der Römer, die über harte und drückende Auflagen sich beklagten, und seinen allerdings unmäßigen Nepotismus laut rügten, ward immer sichtbarer. Wenig beklagt, doch noch gefürchtet, starb er am 5. März 1605.

Nach seinem Tod schien der Cardinal Cäsar Baronius, der durch seine Jahrbücher der Kirche als Vertheidiger derselben ein ausgezeichnetes Verdienst erworben, gerechte Hoffnungen auf die Tiare zu haben, und für ihn wirkten die Aldobrandinis. Die spanische und florentinische Parthey aber setzte die Wahl des Cardinal Alexander Medici durch, eines ehrwürdigen und verehrten Greises, der den Namen Leo XI. annahm, aber schon nach sechs und zwanzig Tagen, die nicht fruchtlos waren, der Welt entrissen ward.

Ihm folgte im Mai 1605. der Cardinal Camillo Borghese, als Paul V, in noch fri-

scher Kraft des männlichen Alters. Man ehrte seinen Geist; sein unbescholtener Wandel, die Strenge seiner Sitten, sein religiöser Eifer verhüllten seinen hochfahrenden Sinn und Ehrgeiz, scheinbare Güte, Milde und Sanftmuth seine unbiegsame Härte und Heftigkeit. Ganz im Geist seiner kühnsten Vorgänger bemüht, die geistliche Gewalt aller Ueberlegenheit der weltlichen zu entziehen, diese von jener mehr als es seit geraumer Zeit der Fall gewesen, abhängig zu machen, wenigstens jeden Eingriff in die Sache der Kirche abzuweisen, und die alten Waffen der Hierarchie aufs neue mit Erfolg zu brauchen, verwickelt' er sich in viele kränkende Streitigkeiten, und mußte sich endlich überzeugen, daß seine Absichten seiner Zeit nicht angemessen und viele der vordem günstigwirkenden Mittel kraftlos geworden waren. Zu spät wendet' er dann größere Aufmerksamkeit auf die innern kirchlichen Angelegenheiten und das, worauf sein eigentliches Hirtenamt ihn anwies.

An einer der kleinern Mächte versucht' er, was er vermöge, und siegte nicht. Der Freystaat Venedig, der schon lange den Anmaaßungen der geistlichen Macht sich muthig entgegenstellte, hatte zwey Geistliche ins Gefängniß werfen lassen, und die Freyheit, Kirchen und Klöster zu erbauen und ihnen Schenkungen und Vermächtnisse zu machen, gesetzlich beschränkt. Paul forderte nun durch ein förmliches Breve die Freylassung der Gefangenen, die Zurücknahme jener Beschlüsse, und da der Senat zwar mit Achtung, aber auch mit beharrlichem Ernst zu gehorchen sich weigerte, folgte (1606.) ein neues Breve (Monitorium genannt,) das Bann und Interdict über den Senat und den Staat aussprach, wenn nicht binnen 24. Tagen des Papstes Forderungen erfüllt würden. Der Senat äußerte seinen Unwillen darüber, ohne die Schranken der Mäßigung zu verletzen, und als Bann und Interdict nun wirklich ausgesprochen

wurden, protestirt' er gegen das päpstliche Breve, ließ dasselbe nicht öffentlich anschlagen, noch den Gottesdienst unterbrechen. Denn auch viele Geistliche standen gegen den Papst auf Seiten des Vaterlandes, obwohl andre, samt mehrern Mönchen das Gebiet der Republik verließen. Man kämpfte nun mit Streitschriften; hatte der Papst in Baronius und Bellarminus zwey gewandte Vertheidiger, so fanden die Venetianer in dem geistvollen und gelehrten Fra-Paolo Sarpi, dem trefflichen Servitenmönch, einen andern, der jenen gewachsen war, und leichter für sich die Meinung gewann. Vergebens suchten mehre Fürsten zwischen dem Papst und dem Freystaat zu vermitteln; von beyden Seiten warb man schon Heere; es schien ein neuer Kampf Italien zu bedrohen. Da hielt endlich Paul V. einige Nachgiebigkeit rathsam; König Heinrich IV. bemühte sich, einen Vergleich zu bewirken, in den zuletzt beyde Par-

theyen willigten. Im Jahr 1607. sprach ein päpstlicher Legat den Freystaat von den Kirchenstrafen los; die Gesetze, die den Streit erregt, blieben wesentlich in Kraft; der Senat kam dem Papst mit Achtungsbeweisen, aber nicht mit Willfährigkeit entgegen. Es war eine harte Demüthigung für Paul, der auch nachmals noch in viele Zwistigkeiten mit Venedig sich verwickelte. Vergebens fordert' er die Wiederaufnahme der Jesuiten; sie die am heftigsten gegen den Senat geeifert, blieben mit vielen andern Geistlichen und Mönchen ausgeschlossen. Schlimmer noch, als an sich schon das Mißlingen des ganzen Handels gegen die päpstliche Macht wirkte, war die Verbreitung mancher ihr widriger Vorstellungen und Meinungen, die mündlich und schriftlich bey diesem Streit in Umlauf kamen.

Seitdem war Pauls V. Regierung eine Kette von mißlungenen Plänen und schmerzlichen

Erfahrungen, die ihn überzeugen mußten, wie tief schon seine Gewalt gesunken war, wenn auch noch vieles von dem alten Ansehn fortdauerte. Zu den seltsamsten Erscheinungen seiner Zeit gehört ein Kreuzzug, den der Großherzog Ferdinand Medici bereitete, der Papst unterstützte, jener um seine Macht zu vergrößern, dieser um das heilige Land den Christen wieder zu gewinnen. Der Aufstand des Bascha von Aleppo gegen den Sultan und ein Vertrag mit jenem schien einige Hoffnung zu begründen; aber das Unternehmen scheiterte gänzlich.

Einen verdrießlichen Kampf hatte das Oberhaupt der Kirche noch mit Frankreich zu bestehen, das mit dem römischen Hof zwar ausgesöhnt schien, aber seine alten Freyheiten noch immer verfocht. Vergebens bemühte sich Paul dort die endliche Annahme der Tridentiner Synoldalschlüsse zu bewirken. Ein neuer Ver-

such, den ein Theil der französischen Geistlichkeit auf der Reichsversammlung zu Blois machte, mißlang, besonders durch den beharrlichen Widerspruch des Bürgerstandes, und der Papst mußte die Hoffnung, jene Schlüsse, die eine neue Grundfeste des Papstthums, und eine Schutzwehr gegen den in der Reformation erwachten Geist seyn sollten, zu allgemeiner Anerkennung zu bringen, unmuthig aufgeben.

Im Jahr 1614. hatte das Französische Parlament ein Buch des Jesuiten Franz Suarez, eines Lieblings des Papstes, zum Feuer verurtheilt, weil in demselben dem Papst eine Zwangsgewalt über die Fürsten beygemessen und der Königsmord nicht undeutlich vertheidigt war. Paul fuhr heftig darüber auf, und forderte die Zurücknahme jenes Urtheils. Er erlangte aber, da das Parlament standhaft sich weigerte, nichts weiter, als daß der Hof sich genöthigt

glaubte, die Vollziehung des Urtheils auf unbestimmte Zeit zu verbieten.

Zu derselben Zeit erwachte in Spanien wieder der alte Streit zwischen den Franziskanern und Dominikanern über die unbefleckte Empfängniß der Maria, und Paul sah mit Schmerz, wie die Streitenden zugleich sich verächtlich machten, und das Ansehn der Mönche und Geistlichen in der Volksmeinung unvermeidlich immer mehr herabsetzten. Bald darauf erfuhr er mit hülflosem Unwillen, wie die Kirche auch außerhalb Europa traurige Beschränkungen erlitt, Japan den Missionarien und den Christen überhaupt verschlossen, und in mehrjähriger Verfolgung, dort wie in Habesch das Christenthum fast ausgetilgt ward.

Auch in seinen nächsten Umgebungen verlor, durch seine eigne Schuld, der päpstliche Stuhl immer mehr an Ansehn und Macht. Die unmä-

ßigen Begünstigungen und Bereicherungen seiner Familie zogen ihm die heftigsten Vorwürfe zu, besonders weil er, um dem Ehrgeiz und der gränzenlosen Habsucht seiner Verwandten zu genügen, die härtesten Bedrückungen und die abscheulichste Simonie sich erlaubte.

Auf solche Weise untergrub er selbst, der mit so kühnen und unzeitigen Ansprüchen aufgetreten war, das Ansehn und die Gewalt seines Stuhls noch mehr; nicht nur fanden die Nichtcatholischen in seiner Regierung neuen, nur zu gegründeten Stoff zu den stärksten Angriffen und Vorwürfen; selbst die Catholischen Fürsten und Reiche entwöhnten sich immer mehr der Folgsamkeit gegen seinen Willen. Bitter gekränkt überlebt' er den Anfang des dreyßigjähriges Krieges, bey dem, als einem Religionskrieg, er die erste Stimme, nach alter Vorstellung, haben sollte, und auf den er und seine Nachfolger doch kaum

einigen bemerkbaren Einfluß gewannen, obwohl seine überall verbreiteten dienstbaren Schaaren den blutigen Kampf selbst erwecken halfen.

Am meisten Veranlassung zu vergeblichen Klagen und zu der Erfahrung, wie sehr sein Einfluß sich vermindert habe, boten ihm die italiänischen Angelegenheiten dar. Während sein eigner Land-Besitz im Ganzen ziemlich unangefochten blieb, konnt' er doch nicht gleichgültig den Bemühungen der größern fremden Mächte, dort ihre Macht zu erweitern, zusehen. Man dachte die Möglichkeit nicht, daß der Kirchenstaat selbst die Beute eines kühnen Eroberers, oder in einen weltlichen Staat verwandelt werden könne; seinen Gränzen selbst ward noch eine vorzügliche Rücksicht bewiesen, deren kaum ein andres Land genoß; aber die nahen Kämpfe drückten doch auch die römischen Besitzungen,

gefährdeten, wenigstens zu Zeiten, die Sicherheit und höhnten die päpstliche Allgewalt. Die römische Staatskunst, die der Natur der päpstlichen Würde nach, zu steter Vermittlung sich aufgefordert sah, konnte unmöglich endlosen Mißverhältnissen mit Spanien, Frankreich und dem Kaiser entgehen, und mußte doch jetzt mehr, als je, vermeiden, eine dieser Mächte zu beleidigen. Selbst das catholische Spanien brachte den Papst ins Gedränge, auf dessen Wort man oft gar nicht zu achten schien.

Oberitalien, in so viele kleinere Staaten zertheilt, stand auch in sehr verschiedenartigen Verhältnissen. Es mußten diese Staaten sich an eine der größern fremden Mächte anschließen, und wurden dadurch unter sich so zwiespältig, wie diese es waren. In solcher Lage und bey den häufigen Kämpfen der Ausländer auf dem italiänischen Boden, war denn auch dem Ehrgeiz, der

Herrschsucht und verwegenen Plänen Einzelner nur zu viel Raum gegeben.

Zwey italiänische Staaten hatten zu dieser Zeit sich mit den Fremden in Bund, vor allen übrigen erhoben, Toskana und Savoyen. Dort hatte das Haus Medici endlich eine Herrschaft gegründet, die zu noch größern Ansprüchen zu berechtigen schien. Cosmus, der erste Großherzog, hatte seinen kleinen Staat geehrt und gefürchtet gemacht, und bey seinem Tod (1574.) ihn in einem blühenden Zustand hinterlassen. Sein Sohn und Nachfolger Franz hatte, obwohl dem Vergnügen ergeben, doch den Glanz seines Staates und Hauses nicht vermindert, und sein Ansehn glücklich behauptet. Als ein früher Tod ihn dahin raffte, folgt' ihm (1587.) sein Bruder Ferdinand, der deßhalb die Cardinalswürde niederlegte, und es bald bewährte, daß er zum weltlichen Herrscher innern

Beruf habe. Von seinen Unterthanen geliebt, von den Fremden geachtet, auch gefürchtet, regiert' er bis zum Jahr 1609. Mit der feinsten Staatskunst hatt' er gegen Spanien und Frankreich, die einander feindseelig und eifersüchtig bewachten, und jeden, der mit der andern Macht in freundschaftlichen Verhältnissen stand, für einen Feind ansahen, sich behauptet, ohne seiner Selbstständigkeit etwas zu vergeben. Selbst als er mit dem französischen Hof sich gänzlich entzweyt, und mit Spanien wieder versöhnt hatte, die Anmaaßungen des letztern aber in Italien immer unerträglicher wurden, beugt' er sich nicht vor der stolzen Gewalt. Mit Recht trauerte nicht Florenz nur, sondern ganz Italien über seinen Tod, der den ehrgeizigen Unternehmungen Savoyens günstig schien.

Cosimo II. sein Sohn, erbte das Ansehn seines Vaters, ohne mit gleichem Geist es be-

haupten zu können. Pracht, Ueppigkeit, Vergnügen, die auch Ferdinand nicht verschmäht hatte, galten ihm oft mehr, als die wichtigern Angelegenheiten. Sein Hofstaat übertraf an Glanz und Zauber, den vielgefeyerten des Vaters; aber den Großherzog selbst schon schmückte geringere Herrlichkeit. Mit Florenz konnte kaum eine Hauptstadt der ersten Mächte wetteifern; aber Cosimo versäumte, den Glanz durch Kraft zu begründen, den Reichthum zu sichern, den allgemeinen Wohlstand zu fördern. Des Fürsten Pracht und Ueppigkeit verleitete die Florentiner zur Nachahmung, und die Liebe zum Erwerb, die Florenz reich und groß gemacht, ward durch Genußliebe verdrängt, die allmählig den Wohlstand erschöpfte. Doch so lange Cosimo regierte (bis 1621.) führten seine Flotten noch reiche Schätze herbey, und in allen Welttheilen ward sein Staat mit Achtung genannt.

In Savoyen hatte Emanuel Philibert Ordnung und Wohlstand gegründet. Nach ihm regierte (von 1587. bis 1630.) sein Sohn Karl Emanuel, ein Fürst, der zu den Größten seiner Zeit gehören würde, wenn sein reicher und gebildeter Geist, sein entschlossener Muth, seine feine Gewandheit nicht mit seiner gränzenlosen Herrschsucht und unwürdigen Treulosigkeit verbunden gewesen wäre. Eifersüchtig sah er auf Toskanas wachsende Macht und Hoheit hin und wetteiferte mit ihr. Seine Kühnheit rüstete ihn selbst gegen Spanien, das damals in Italien seine ganze Macht ihm fühlen lassen konnte; fast so lang er lebte, stand er gewaffnet, und bot dem Uebermuth der Spanier trotz *). Der Friede von Asti, ehrenvoll genug für den Herzog, mißfiel eben darum jenen; drum stand auch im Jahr 1616. Karl Ema-

*) S. oben S. 241. fgg.

nuel gegen sie kampffertig, und es ist unverkennbar, daß er es war, an dessen unerschütterlicher Beharrlichkeit der spanische Stolz scheiterte, daß er kräftig mitwirkte, Oberitalien gegen die spanische Unterjochung zu sichern. Fortbauend auf dem von seinem Vater gelegten Grund, schuf er eine Macht, die bald unter den europäischen Staaten mit Achtung genannt ward.

Während auf solche Weise Toskana und Savoyen emporstrebten, sanken die Herzogthümer Mantua und Modena weniger an innerm Wohlstand als an politischer Bedeutung. In Mantua schien das alte Haus Gonzaga, wenigstens in der herzoglichen Hauptlinie, seinem Erlöschen nahe, da Vincenz I. 1612. und sein Sohn Franz IV. bald nach ihm starb, dieser aber von seiner Gemahlin Margaretha, Prinzessin von Savoyen, nur eine Tochter hinterließ. Gegen ihre Ansprüche erhob sich ihr Oheim

Ferdinand, der die Kardinalswürde für die Herzogliche niederlegen wollte, aber in lange Streitigkeiten und Unterhandlungen darüber verwickelt ward. Indeß entriß ihm Karl Emanuel von Savoyen das Herzogthum Montferat. Noch war er unverehlicht, und es blieb zweifelhaft, ob einer der Seitenlinien des Hauses Gonzaga das bestrittene Erbe zufallen werde.

In Modena war das Haus Este durch den Tod des letzten Herzogs Alphons II. 1597. in eine zweifelhafte Lage versetzt worden. Jener hatte, weil er keine Kinder hinterließ, seinen Vetter Cäsar von Este, einen Sohn Alphons I. zum Erben und Nachfolger ernannt. Man focht aber dessen rechtmäßige Geburt an; Papst Clemens VIII. machte seine Ansprüche auf das Herzogthum Ferrara, als auf ein päpstliches Lehn, mit Erfolg geltend. Cäsar, der neue Stammvater des herzoglichen Hauses

Este, erhielt von Kaiser Rudolph II. die Belehnung mit Modena, Reggio und Carpi, welchen Besitz ihm auch der Papst, nachdem er ihn vom Bann losgesprochen, in einem Vergleich (vom Jahr 1598.) bestätigte. Cäsar (der bis 1628. lebte,) sicherte durch seine väterliche Regierung sich ein ruhmvolles Andenken.

Die kleinern italiänischen Herrschaften wurden meist wider ihren Willen in die Kämpfe der größern Mächte hineingezogen, und hätten den friedlichen Besitz der unsichern Entscheidung der Waffen, die in allen Fällen sie am empfindlichsten trafen, gern vorgezogen. Nur in Parma und Piacenza, wo das Haus Farnese seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, (da Papst Paul III. seinen natürlichen Sohn Peter Aloys Farnese mit beyden Herzogthümern belehnte,) sein Ansehn behauptete, schien die alte Eifersucht auf die Mediceer noch nicht erstorben, und endete erst nach dieser Zeit.

Seit 1592. hatte Ranuccio Farnese, der Sohn des Herzogs Alexander, begünstigt von Clemens VIII. seinem Verwandten, den Wohlstand seines kleinen Staats erhöht.

Unter den italiänischen Freystaaten ragte noch immer Venedig besonders hervor, und ward, wiewohl es nicht mehr in dem alten Glanz blühte, in Europa zu den Staaten gerechnet, deren Freundschaft zu gewinnen, die Größesten nicht verschmähten. Venedig fühlte sich noch mächtig genug, nicht nur gegen den Großherzog von Toskana, sondern auch gegen Oesterreich und Spanien Krieg zu führen, dem Papst und seinen Forderungen Trotz zu bieten, und zugleich zur See die türkische Macht zu bekämpfen. Doch beherrschte seine Flotte nicht mehr, wie vordem, das weite Meer; die Türken bekämpften mit Erfolg seine Seemacht, entrissen ihm Cypern, beschränkten seinen Handel; andre italiänische Staaten, besonders Tos=

kana, hatten eine starke Flotte, einen ergiebigen Handel gewonnen, und theilten nun den Gewinn, der vordem in dem reichen Venedig zusammenfloß.

Genua hatte schon im sechzehnten Jahrhundert, durch innere Streitigkeiten, besonders des alten und neuen Adels sich entkräftet, durch eine neue Verfassung den einreißenden Uebeln nicht gesteuert, den Fremden, an welche bald diese bald jene Parthey gegen die eigenen Landsleute sich wendete, zuviel Einfluß auf seine heimischen Verhältnisse gestattet, und besonders den Spaniern Muth gemacht, eine gänzliche Unterjochung der Republik zu versuchen. Die Vaterlandsliebe war erloschen, und die Selbstsucht drohte den Untergang aller Freyheit.

Noch minder war Lucca den drängenden Verhältnissen der Zeit und seinen unternehmendern Nachbarn gewachsen. Dieser Freystaat hatte sich nie durch den entschlossenen Muth und

die zuversichtliche Kraft, die Venedig erhöhten, ausgezeichnet. Die wachsende Macht der Florentiner ward ihm gefährlich; der Großherzog Ferdinand verwickelt' ihn in verdrüßliche Händel, und Lucca ward nur ein ohnmächtiges Werkzeug der anmaaßenden Spanier und der genuesischen Doria's.]

So war auch jetzt, mitten unter dem Glanz, der einzelne Staaten Italiens umgab, das Verhältniß des Landes keineswegs beneidenswerth. Künste und Wissenschaften blühten hier noch herrlich, mehr als in andern europäischen Ländern, aber doch nicht mehr in der alten Kraft. Der Druck der Zeit, die endlosen Kämpfe, das öffentliche Elend ertödteten viel Schönes im Keim, zerstörten manche köstliche Blüte des frühern, zwar nicht friedlichern, aber frischern und ungebeugtern Lebens. Das große Werk der Kirchenverbesserung hatte hier nie gewurzelt; keine Kirchentrennung ward zugelassen, kein Religions-

krieg erschütterte die Staaten. Doch waren die Italiäner weder wahrhaft religiöser, kaum kirchlicher als andre Völker, noch glücklicher; weder Geistes- noch Staats-Freyheit verherrlichten, wie früher zu manchen Zeiten, die einzelnen Staaten, vielmehr sank jene seit der Zeit, da in Europa die neue Glaubensfreyheit erwachte, und von Italien gänzlich abgewiesen ward. Auch jene allgemeinere, das ganze Volk umfassende Bildung, die in dem protestantischen Deutschland begonnen hatte, fand hier keinen Raum; nur in einem ererbten regeren Kunstsinn schien der Italiäner Ersatz zu finden für eine tiefere und allseitigere menschliche Entwicklung. Die Wehen des dreyßigjährigen Krieges empfand Italien nicht; aber es hatte auch keinen Theil an dem Geist, dessen Unterdrückung in jenem Kampf vergebens erstrebt ward.

Ein Freystaat, dem deutschen Vaterland nä-
her zugehörig, die Eidgenossenschaft, hält
zuletzt die Betrachtung fest. Aber es ist nicht
mehr die Heldenzeit des starken Bundes. Zwar
fest war er, wie die Berge seines Landes, doch
veränderlicher, als diese. Auch hier hatte inn-
rer Zwiespalt und Selbstsucht, die ihn nährte,
die alte Kraft gebrochen, das Ansehn geschmä-
lert. Der Kampf der kirchlichen Partheyen
hatte Liebe und Vertrauen untergraben und den
Gemeinsinn geschmälert. Der Bund ließ von
seiner alten Strenge nach und hielt nicht mehr
so heilig, wie sonst, die Grundfesten seiner
Verfassung. Die Eigenmacht der größern Can-
tons schloß Bündnisse mit den Ausländern, und
machte lockrer die Bande der Eidgenossenschaft.
Schon war es Sitte geworden, die Blüte der
männlichen Jugend als Söldner an die Frem-
den zu verkaufen, wodurch die Mutter entwür-
digt ward, die auf solche Weise ihre Söhne

von sich stieß, und fremde Sitten und Laster in die Thäler, wo vordem vaterländische Sitte und Unschuld geherrscht hatte, Eingang fanden. Wir finden auch hier die schon offenbare Entartung.

Dieß ist der Anblick Europa's im Jahr 1616. kurze Zeit, vor dem wirklichen Ausbruch des dreyßigjährigen Krieges. Wohin wir blicken, fast überall eine kranke oder kränkelnde Zeit, die einer nicht tödtlichen, aber erschöpfenden Entscheidung entgegeneilt. Losgelassen sind schon die feindseeligen Geister der Unterwelt, Selbstsucht, Partheyhaß und Zwietracht, und endlos mehrt sich der Stoff, in dem sich die Flamme des Verderbens entzünden soll.

In dieser unerfreulichen Zeit, die der schrecklichern vorausgeht, liegen bereits die höhern

Bestrebungen der Menschheit unkräftig darnieder; ein geistloser Kampf schmälert die Wissenschaft, wie die Kirche. Beyder Verhältniß und Lage tiefer zu entwickeln, ist hier nicht vergönnt; aber das äußere Leben der Zeit, wie es geschildert worden, ist ein treffendes Bild des innern.

Als helle Sterne glänzen im Dunkel dieser Jahre Baco von Verulamio, der deutsche Johann Keppler, mit ihnen Galileo Galilei, die diese Zeit überlebend, zu den Tiefen der Natur die Forschung wendeten, zu dem gesetzlichen Lauf der Gestirne den Blick erhoben, und einen höhern Sinn für lebendige Wahrheit erweckten; Hugo Grotius und Cartesius, jener schon ein kräftig wirkender Mann, dieser ein aufstrebender Jüngling, beyde nach Wahrheit ringend und ihr Liebe erweckend; — alle aber nicht Einem Volk nur, sondern der

Menschheit angehörend. Doch nicht sobald wirkt' ihr Geist auch auf die Wissenschaften ein, die geraume Zeit eines lebendigern Antriebes bedurften und zu wenig selbst das Leben berührten. Die Nachwelt mit ihrer Zeit zu versöhnen, legten die erstgenannten in ihren Werken einen Reichthum von Anschauungen nieder, deren Tiefe nach zwey Jahrhunderten noch nicht erschöpft, noch vollkommen ergründet ist.

Und wie viele finstre Wolken auch jene Zeit bedecken, doch leuchtet herrlich noch, unter den Völkern, des Glaubens Licht; wie auch die Meinung und Deutung die Brüder trennt, doch hält ein höherer Geist das Eine, was Noth ist, in der Menschheit aufrecht; wie viele Scheidewände sich auch aufbauen mögen selbst aus dem Heiligsten, doch bleibt Christus der Mittler und Versöhner Aller.

Vieles war schon wieder halb erstorben, was die Kirchenverbesserung zu neuem Leben erweckt hatte; auch die evangelische Gemeinde hatte schon viele unfreundliche Erscheinungen gehegt; doch war die Begeisterung noch nicht ganz erloschen, die den heiligen Kampf für Glaubensfreyheit zuerst entzündet, und das unveräußerliche Gut der Christenheit errettet hatte.

In diese Zeit, da die große Errettung begann, die geneigten Leser zurückzuführen, das große Jahr der Kirchenverbesserung ihnen abzubilden, ist der Wunsch und längst die Absicht dessen gewesen, der die vorliegenden Blätter dem Wohlwollen und der Theilnahme seiner Landesgenossen empfiehlt.

Es ziemt uns wohl im Jahr 1817. recht besonnen und umsichtig auf das Jahr 1517. zurückzuschauen. Denen, welche die mannichfa-

chen zerstreuten Züge zur Geschichte des Eintritts der Reformation nicht selbst sammeln mögen, bietet ein aufrichtiger Verehrer des großen Werks eine getreue Abbildung desselben, zum Neujahrsgruß für das große Jubeljahr, mit Liebe und Vertrauen an.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Koethe, Friedrich August,

Historisches Taschenbuch auf das Jahr 1817

Leipzig ; Altenburg 1817

Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.H.p.o.12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11710736-6